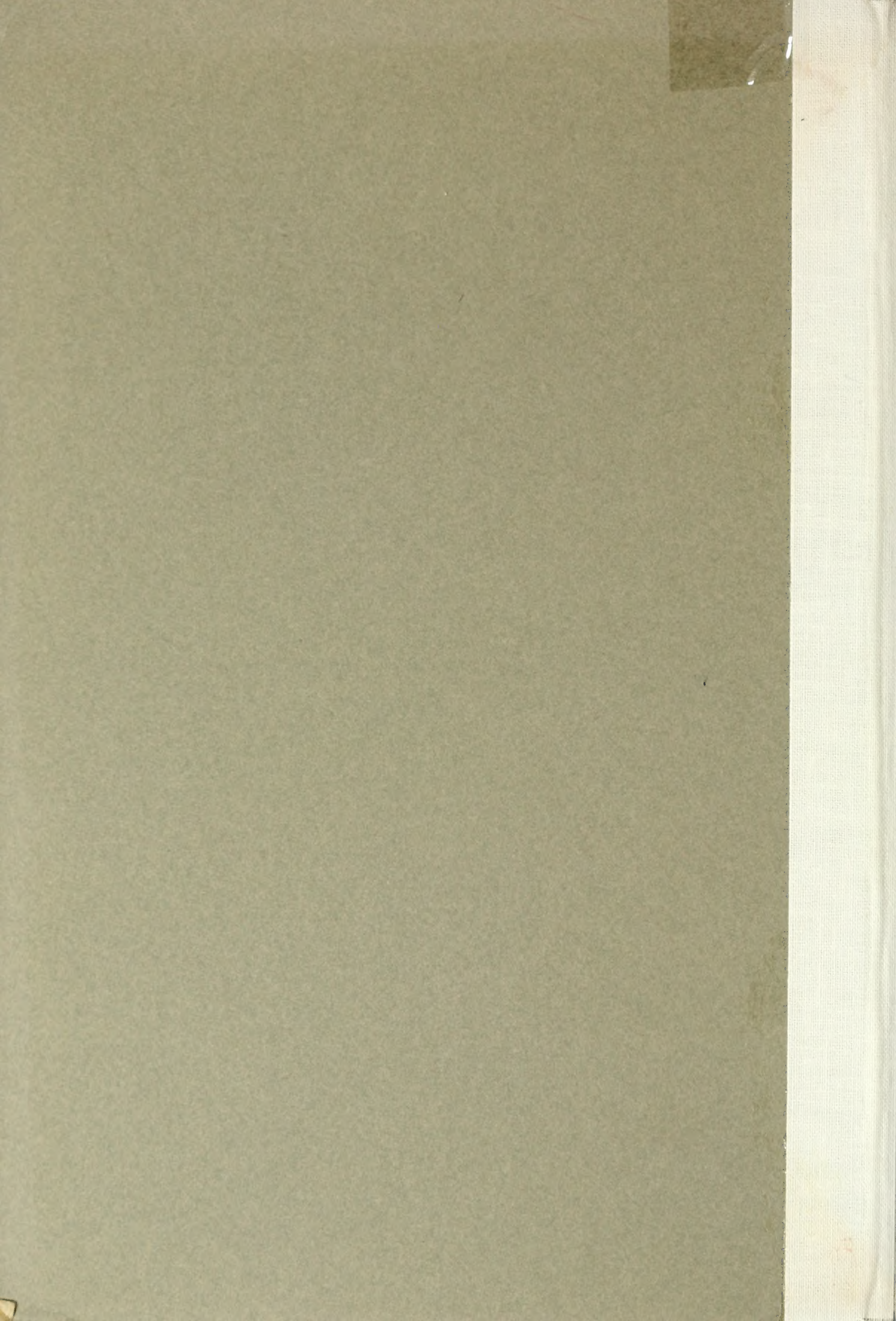


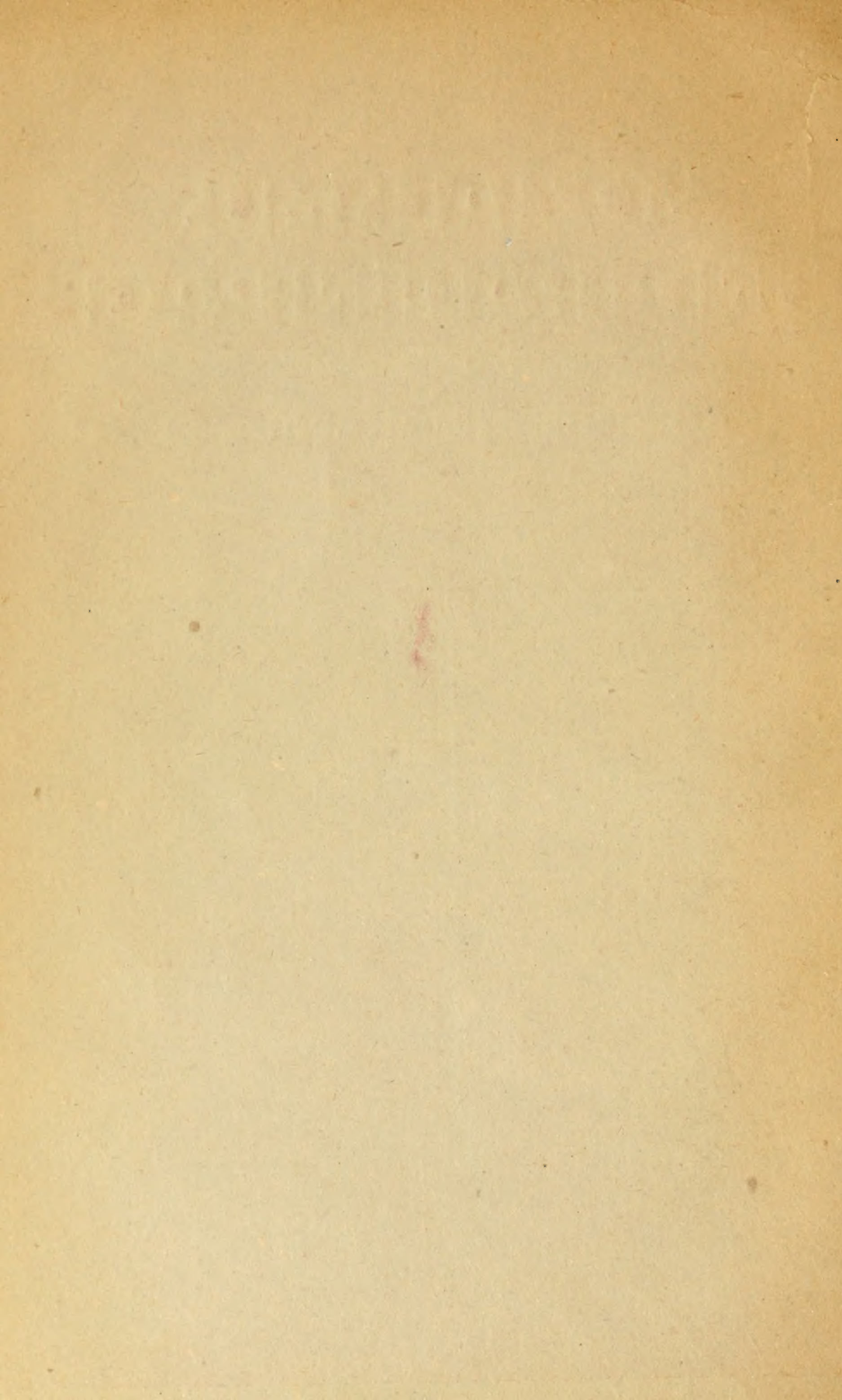
Sozialismus und frauenfrage

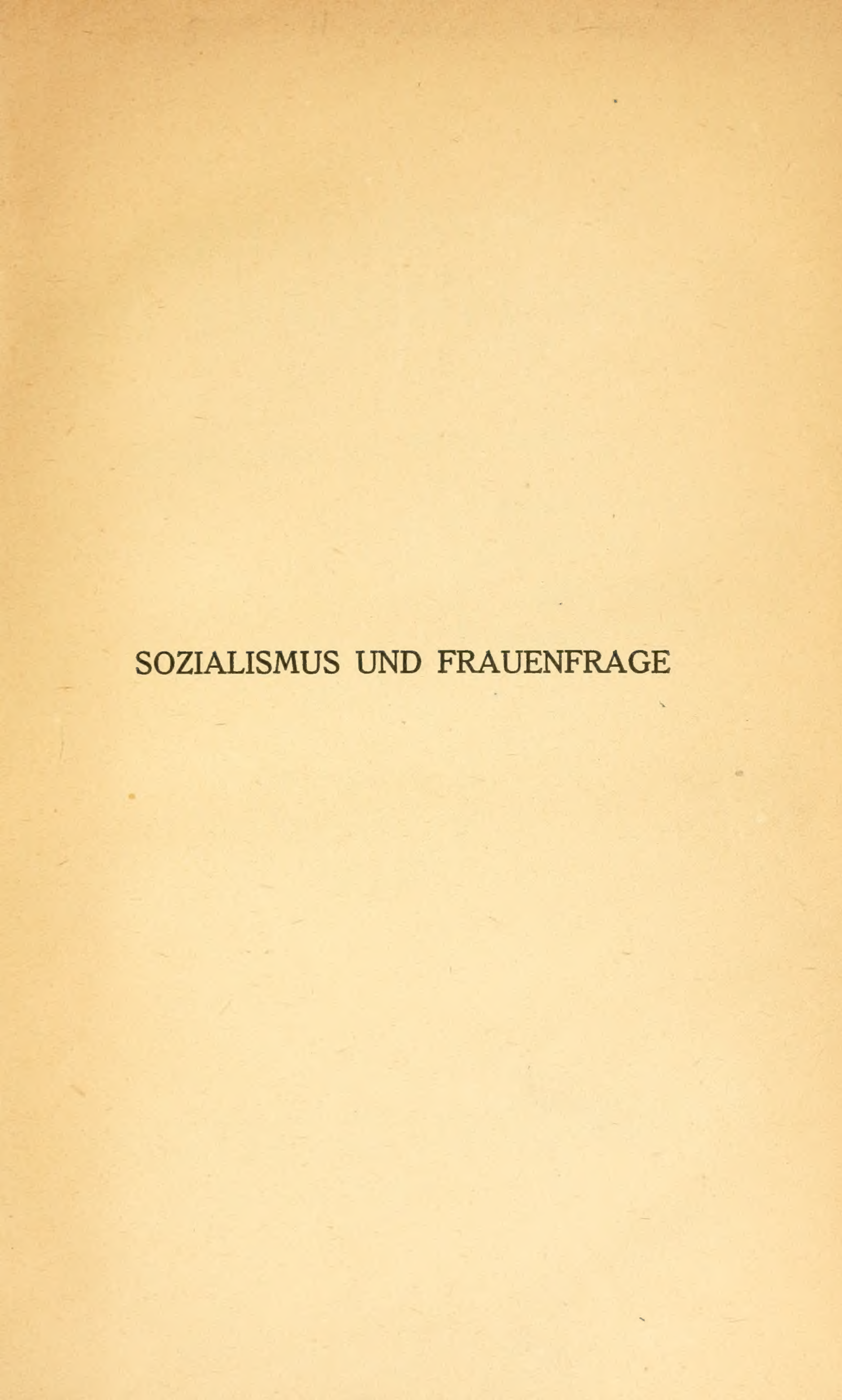
HX
546
S68



SOZIALISMUS UND FRAUENFRAGE

HERAUSGEGEBEN VON WALLY ZEPLER





SOZIALISMUS UND FRAUENFRAGE



SOZIALISMUS UND FRAUENFRAGE

Herausgegeben von Wally Zepler

ZENTRALBIBL. d. GEW.
ABGEGEBEN!



VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN
1919

(2)

HX
546
568

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1919 by Paul Cassirer, Berlin





Dem Andenken Hedwig Dohms gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

Widmung

Was aber soll das Leben der Frau und ihre unendliche Sehnsucht erfüllen, diese zahllosen glühenden und verschwenderischen Kräfte, die seit den vierzig Jahrhunderten der Menschheitsdauer nutzlos als Sühneopfer vor den beiden einzigen Götzen verbrennen: der vergänglichen Liebe und der Mutterschaft, diesem erhabenen Blendwerk, das Tausenden von Frauen vorenthalten bleibt und das Leben der übrigen niemals länger als ein paar Jahre ausfüllt!

Romain Rolland.



Vorrede.

Seitdem die in diesem Bändchen gesammelten Betrachtungen zur Frauenfrage in den „Sozialistischen Monatsheften" veröffentlicht wurden, ist ihr Inhalt kaum von der Entwicklung überholt. Zwar liegt dazwischen mehr als ein Jahrzehnt des stürmischsten Geschehens. Die Kriegsjahre vor allem riefen durch den Zwang der wirtschaftlichen Notwendigkeit eine Revolutionierung der Frauenarbeit wach, die eine Fülle neuer Erfahrungen sammeln und im Verein damit neue Probleme auftauchen ließ. Sie alle weisen indes wieder auf die in den nachfolgenden Aufsätzen entrollten Grundfragen des weiblichen Daseins zurück.

Diese liegen innerhalb zweier verschiedener Gebiete: der Psychologie und der Soziologie.

Vielleicht ist nichts so geeignet, die vielen verborgenen, rätselhaft erscheinenden Zusammenhänge zwischen der psychologischen und soziologischen Motivation gesellschaftlicher Umwälzungen zu verdeutlichen als gerade die moderne Frauenfrage, wenn man sie in ihrem weitesten Sinn versteht. Die schärfste Beleuchtung dieser Zusammenhänge verdanken wir Marx' sogenannter materialistischer Geschichtsauffassung, einer genialen historischen Methode, die uns die Abhängigkeit des Geistigen in uns, unserer Strebungen, Empfindungen und Anschauungen von den wirtschaftlichen Bedingungen des Lebens ins Bewußtsein rief. Durch sie wird die Änderung des weiblichen Artcharakters in unserer Zeit erklärbar, die als rein psychologisch aufgefaßtes Phänomen fast unbegreiflich bleibt.

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens", lautet die berühmte Stelle in Marx' „Zur Kritik der Politischen Ökonomie", „gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser

Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und ökonomischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt."

Diese Produktionsweise des materiellen Lebens hatte Hunderttausende und schließlich Millionen von Frauen aus ihrer geschützten Stellung im Hause verdrängt, sie der wirtschaftlichen Stütze der Familie beraubt und in das Erwerbsgetriebe hineingezwungen.

Erst unter diesen veränderten Daseinsbedingungen, die sie gewiß oft selbst zunächst als bitteres Muß empfanden, keimten langsam die neuen Seelentriebe, die dem Typus der heutigen entwickelteren Frau das Gepräge geben. Dieser Zusammenhang des Frauenbefreiungsstrebens mit der Revolutionierung der sozialen Verhältnisse im Zeitalter der Maschinen- und Großindustrie ist im wesentlichen nicht nur von Sozialisten sondern auch von den bürgerlichen Vertretern und Vertreterinnen der Bewegung anerkannt; gerade den jungen Generationen aber, die die Übergangszeiten nicht mehr mit durchlebten, sich von den Existenzformen und der Empfindungswelt des einstigen Frauentums meilentief geschieden fühlen, entgehen häufig jene Beziehungen zwischen dem materiellen und dem psychischen Daseinsinhalt, und sie sind leicht geneigt, das ganze Problem als ein bloß individuell-psychologisches zu nehmen. Es kommt dazu, daß die Gefühlsumwertungen im weiblichen Geschlecht, die für seine gesamte Zukunftsentwicklung das wichtigste Moment zu bilden scheinen, ausschließlich dem kleinen Kreis der geistig beschäftigten Frauen scharf ins Bewußtsein treten, während sie sich in der großen Masse der handarbeitenden, die auf komplizierte Seelenanalysen weit weniger gestimmt ist, zwar ebenso vollziehen, aber mehr im Dunkel des Unterbewußtseins abspielen. So ist es gewiß gerade für diese jüngere Generation der geistig schaffenden Frauen von Wert, die sozialistischen Auffassungen der Frage und ihre vorwiegend soziologischen Begründungsmomente an sich vorüber gehen zu lassen.

In den hier wiedergegebenen Aufsätzen sind diese Auffassungen nicht erschöpft. Es wird vielmehr nur ein Ausschnitt gegeben, der durch manches andere ergänzt werden könnte*), aber doch das Wesentliche so weit zusammenfaßt, um ein richtiges Bild zu liefern.

Genau wie im bürgerlichen Lager treten sich dabei zwei einander widerstrebende Anschauungen gegenüber.

Edmund Fischer, der mit seinem Artikel die ganze Polemik entfachte, verteidigt den Standpunkt der Vergangenheit und — wie wir ruhig zugeben können — der Mehrzahl der Menschen noch in der Gegenwart. Ja, er weist sehr richtig darauf hin, daß sich innerhalb zum mindesten der deutschen Sozialdemokratie in den letzten Jahrzehnten offenbar eine gewisse

*) So vor allem durch eine neuere Artikelserie der „Sozialistischen Monatshefte" über die gewerbliche Frauenberufsarbeit, die noch weiter fortgeführt wird. Sie umfaßt bisher: Dr. Max Quarck: „Ausdehnung und Bewährung der Frauenberufsarbeit", 1916, Heft 23; „Gesundheitliche Wirkungen der Frauenberufsarbeit", 1916, Heft 25; „Die Unterentlohnung der Frauenberufsarbeit", 1916, Heft 26; „Organisation und Lohnpolitik der Frauenberufsarbeit", 1917, Heft 1; „Der sogenannte wahre Beruf der Frau", 1917, Heft 3; Emil Kloth: „Zur Frage der Frauenarbeit", 1917, Heft 4; Hermann Mattutat: „Die Heranziehung der Frau zur gewerkschaftlichen Organisation", 1917, Heft 5; Paula Thiede: „Erwerbsarbeit, Entlohnung und Organisation der Frauen", 1917, Heft 7; Gertrud Hanna: „Die Vertretung der Arbeiterinneninteressen", 1917, Heft 8; Heinrich Stühmer: „Ein Kapitel aus der Frauenberufsarbeit", 1917, Heft 9; Edmund Fischer: „Tendenzen der Frauenarbeit", 1917, Heft 10; Hugo Poetzsch: „Die Frauenarbeit und die Arbeiterklasse", 1917, Heft 12; Robert Schmidt: „Die Stellung der Gewerkschaften zur Frauenberufsarbeit", 1917, Heft 13; August Winnig: „Die Frauenarbeit im Baugewerbe", 1917, Heft 14; Friedrich Kleeis: „Mehr Schutz der Arbeiterin!", 1917, Heft 15; Marie Juchacz: „Berufsarbeit und politisches Interesse der Frau", 1917, Heft 16; Martha Hoppe: „Frauenerwerbsarbeit und Textilindustrie", 1917, Heft 18; Theodor Wagner: „Frauenarbeit im Bergbau", 1917, Heft 20—21; Emil Girbig: „Frauenarbeit in der Glasindustrie", 1917, Heft 23; Heinrich Schulz: „Die Frauenarbeit als erzieherisches Problem", 1917, Heft 24; Georg Schmidt: „Besteht Aussicht, die Landarbeiterinnen gewerkschaftlich zu organisieren?", 1917, Heft 25—26; Felix Weidler: „Zur Frage der Frauenberufsarbeit, mit besonderer Berücksichtigung des Bäckerberufs", 1918, Heft 4—5; Heinrich Mahler: „Erwerbsarbeit und Organisation der Frauen, unter besonderer Berücksichtigung der Lederindustrie und im allgemeinen", 1918, Heft 12; Paul Umbreit: „Die Frauenarbeit vor und nach dem Krieg", 1918, Heft 13—14; Friedrich Kunze: „Die Frauenarbeit und die Arbeiterorganisation", 1918, Heft 20; Josef Kurth: „Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie", 1918, Heft 23—24; Theodor Thomas: „Hemmnisse auf dem Weg zur geistigen und wirtschaftlichen Schulung der Frau", 1918, Heft 25.

Rückbewegung vollzogen hat, ein Aufgeben der radikalen Stellung in der Frauenfrage, die eine Zeitlang, hauptsächlich unter dem Einfluß von Bebels berühmtem Buch „Die Frau und der Sozialismus" die deutschen Sozialisten einnahmen.

Bebel glaubte, meiner Ansicht nach durchaus mit Recht, an eine immer steigende Teilnahme der Frauen am Erwerbsleben, schon aus dem wachsenden Bedarf der Produktion an Menschenkräften heraus. Er erkannte die Notwendigkeit intensiverer Haushaltsführung, er sah die psychologischen Wandlungen, die sich in den Liebes- und Ehebeziehungen der Geschlechter vollzogen, und aus alledem resultierte für ihn die Notwendigkeit der Verlegung des Schwerpunkts im weiblichen Dasein aus der Familie hinaus in den Beruf. So zutreffend die Grundtendenz dieser Folgerungen war, so konnten sie indes nur als Richtlinien der Zukunftsentwicklung gelten, und der Radikalismus, mit dem sie in der Sozialdemokratie lange Zeit wie gleichsam unumstößliche Wahrheiten gepredigt wurden, mußte notwendigerweise den Widerspruch der Gegenwartsbeobachter wie auch aller derer wecken, die andere Theorien verfochten. Denn daß es sich auch bei diesen Ideen, die die feinste psychologische Intuition voraussetzen, nicht um notorisch Beweisbares oder auch nur um absolute Erkenntnisse handeln könne, ist ohne weiteres klar. Als extremer Gegner der Bebelschen und der damaligen offiziellen Parteimeinung tritt hier also Edmund Fischer auf. Er gründet seine Ansicht hauptsächlich auf die Erfahrungstatsache, daß die Mehrzahl der verheirateten Frauen bei freier Wahl, daß heißt, wenn nicht wirtschaftliche Not sie zwingt, eine außerhäusliche Tätigkeit nicht zu suchen pflegt. Er gründet sie ferner auf die Neigung des Mannes für das „Glück" des Familienlebens, das die Frau nur mit dem Einsatz ihrer vollen Kraft und Persönlichkeit im eigentlichen Sinne ausgestalten könne. Auch in der unten erwähnten neueren Artikelserie wird oft das gleiche Argument ins Feld geführt: Für die Einbuße an „Glück" wie freilich auch für die wirtschaftlichen Nachteile der Haushaltsführung, die die Erwerbsarbeit der Frau mit sich bringe, fielen auch die materiellen Vorteile ihres Mitverdienens nicht ins Gewicht.

Diese Betrachtungsart übersieht zunächst wirtschaftlich den eigentlich springenden Punkt. Er liegt in zwei Erwägungen: allgemein-soziologisch in der schon von Bebel und

hier von Adams-Lehmann und Olberg scharf hervorgehobenen unerläßlichen Forderung einer sozialistischen Gesellschaft auf intensive und organisierte Arbeitsleistung aller ihrer arbeitsfähigen Glieder; individuell-soziologisch in der Voraussetzung einer ganz anders gestalteten Haushaltsführung in der Zukunft. Gegen beide Punkte freilich erheben die Freunde des Alten Einspruch. Die Besorgung des Einzelhaushalts im Verein mit der Erziehungsleitung bedeutet ihnen eben volle gesellschaftliche Arbeitsleistung; andererseits glauben sie nicht an die Möglichkeit einer genossenschaftlichen (oder ähnlichen) Familienwirtschaft, die nicht Schematisierung, Verödung und Entheiligung des Privatlebens darstellte. Das letzte erscheint mir als eine bloße Phantasielosigkeit. Es wäre wahrlich nicht schwer, (in den mannigfaltigsten Formen) die natürliche Sehnsucht nach familiärer und persönlicher Abgeschlossenheit zu befriedigen und dennoch die Arbeiten des Einzelhaushalts durch gesellschaftliche Institutionen abzulösen. Wenn heute trotz dem dauernden Pflichtenkonflikt, unter dem Hunderttausende erwerbstätiger Ehefrauen leiden, fast noch kein Anfang dazu gemacht ist, so liegt die Schuld nur an einem starken Mangel an Initiative, vor allem der genossenschaftlichen Vereinigungen. Denn allerdings — in der Hand kapitalistischer, Profit suchender Unternehmer werden solche Gebilde nicht gedeihen können; nur kapitalkräftige gemeinnützige Organisationen dürften die Träger dieser, der Gesamtheit dienenden neuen Hauswirtschaftsanlagen sein. Bei der jetzt herrschenden Lebensmittelknappheit (die auch nach dem Friedensschluß sicher noch lange fortbestehen wird) sollte man in Deutschland materialsparende Einrichtungen dieser Art schon aus volkswirtschaftlichen Gründen in jeder Weise fördern.

Und man kann überzeugt sein: sobald sie einmal beständen und die Frauen von der quälenden Belastung mit dem nichtigen Kleinkram der doch so mühevollen Zwergwirtschaft befreit wären, begriffen nur noch wenige die Gefühlsgloriole, mit der man sie jetzt umkleidet, und niemand sehnte sich so leicht darnach zurück.

Und volkswirtschaftlich? Ist es wirklich heute, in einer Zeit, wo auch die Arbeiterorganisationen sich immer mehr für intensiven Arbeitsbetrieb (eine Art soziales Taylorsystem) aussprechen, wo alles zur Intensivierung und Qualitätserhöhung

drängt, noch angängig, die private Haushaltsführung mit ihrem ungeregelten Durcheinander als Äquivalent für gesellschaftliche Arbeitsleistung gelten zu lassen? Werden Volkswirtschaftler bei der drängenden Not eines organischen Neuaufbaus in Deutschland, werden vor allem Sozialdemokraten, die eine neue Grundlegung der Gesellschaft auf sozialistischer Basis für die Vorbedingung ihres Wiedererblühens halten, auf die Mitwirkung von Millionen weiblicher Schaffender in dem gesellschaftlichen Arbeitskörper verzichten wollen, zugunsten sentimentaler Werte, die einer versinkenden Geschichtsperiode angehören?

Wunsch und Wille der Frauen selbst, ja, die so viel erörterte Frage, ob die Qualität ihrer Leistungen in der Erwerbsarbeit der der männlichen gleichwertig sei, können bei alledem kaum eine Rolle spielen. Denn — hier müssen wir eben an Marx' Geschichtstheorie erinnern — Wunsch und Wille formen sich nach dem wirtschaftlichen Geschehen um, und die Leistungshöhe der weiblichen Arbeit ist bei der hier vorliegenden Problemstellung nicht an der des Mannes zu messen; vielmehr ist nur zu fragen: wird die Arbeit der Frauen in hauswirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Tätigkeit produktiver angelegt?

In dem Kardinalpunkt der ganzen Erörterungen: der Erziehungsauffassung, schneiden sich die beiden Grundlinien des Gesamtproblems: die wirtschaftlichen und die psychologischen Faktoren. Hier tritt, wie ich in meinem Mutterschaftsaufsatz deutlich zu machen versuchte, die dem oberflächlichen Denken fast mystisch erscheinende Übereinstimmung gesellschaftlicher Notwendigkeiten und gleichlaufender menschlicher Willensstrebungen besonders scharf ans Licht. Die außerhäusliche Arbeit der Mutter wird der Gesamtheit unentbehrlich; die pädagogischen Aufgaben tendieren zur immer stärkeren Inanspruchnahme des Kindes durch öffentliche Erziehungsinstitutionen. Zugleich mehren sich die Gefühlsimpulse, die die dauernde untrennbare Gemeinschaft von Mutter und Kind zu lockern streben, auf Seite des Kindes durch die wachsenden Selbständigkeitsregungen, auf Seite der Mutter durch seelische Differenzierungen, die ihr selbst beim besten Willen ein absolutes Aufgehen im Kindesich erschweren, weil Seele und Geist zu sehr mit Eigenem erfüllt sind. Die Wechselwirkung zwischen den tatsächlichen Lebensbedingungen und den psychisch-geistigen Entwicklungen ist hier noch deutlicher bei

den Frauen erkennbar, die vor ihrer Verheiratung beruflich tätig waren. Sie können sich in die Planlosigkeit der häuslichen Beschäftigung, aber auch in die immerwährenden sprunghaften Forderungen der sogenannten häuslichen Erziehung meist noch schwerer hineinfinden; sie empfinden stärker das Systemlose, Willkürliche, das in beiden liegt.

Und das leitet uns endlich zu der Untersuchung der psychischen Wirkungen der Berufsausübung auf die Frau überhaupt hinüber.

Werden von Nichtsozialisten, die nicht durch die Schule des Marxismus gingen, oft ausschließlich die psychologischen Faktoren berücksichtigt, so verkennt der Sozialdemokrat umgekehrt ebenso häufig die sehr reale Wirkung der rein seelischen Wandlungen (so wenig das im Geist des Marxschen Denkens begründet liegt).

Kein Sozialist glaubt an die Möglichkeit, die weibliche Arbeit völlig aus dem wirtschaftlich-öffentlichen Leben auszuschalten, keiner würde die unverheirateten Frauen von der Pflicht gesellschaftlicher Arbeitsleistungen entbinden wollen; aber gleich Fischer meinen viele, für die Ehefrau lasse sich die Frage: Beruf oder Hauswirtschaft? nach reiner Zweckmäßigkeitserwägung von außen her, vielleicht sogar einseitig nach männlicher Neigung entscheiden. Doch die berufserfüllten Jahre vor der Ehe haben der weiblichen Seele ihren Stempel eingeprägt; Kräfte sind in ihr wachgeworden, die das unbeschränkte Familiendasein nicht befriedigen kann, die sie zu ungehemmter Weiterentwicklung aufpeitschen. Da nutzt es wenig, die Frau auf die Zeit zu verweisen, wo die Mutterschaft sie nicht mehr in Anspruch nimmt. Sie selbst als Leiterin des Haushalts, als Schaffende, als Mutter, als Gattin ist eine andere geworden und — mit klarem Wollen oder nicht — gibt sie dem Leben andere Formen.

Diese feinen Umwertungen, die durch das Familienleben niedergehaltenen und doch auch im weiblichen Geiste schlummernden Triebe hat wohl niemand so wundervoll nachzuzeichnen vermocht wie die große Vorkämpferin der Frauenbefreiung: die eben dahingeschiedene Hedwig Dohm. 86jährig ging sie von uns. Sie sah das Werden der Zukunft, als die Welt noch ganz im Alten befangen war; sie dachte und fühlte so weit und frei wie keine mehr, auch unter den Jungen. Und

besser als irgend jemand sonst verstand sie es sich mit beißendem Witz und scharfer Analyse gegen die gegnerischen Argumente zu wenden, vor allem gegen die unwahrhaftigen männlichen Huldigungen an die „weiblichen", beglückenden Frauen, die Schöpferinnen „intuitiver" Erkenntnis, die „Anregerinnen" des Männergeistes, die Göttinnen des häuslichen Herdes und wie die konventionellen Bezeichnungen sonst heißen mögen.

In der hier aufgenommenen glänzenden Polemik gegen die „Idealisten des Antifeminismus" sagt sie treffend: „Und wer Sinne hat (und nicht Dogmen an deren Stelle), der fühlt aus dem Chaos der Gegenwart mit dem andern Neuen auch die neue Frau erstehen. Ihre frische Schönheit zu sehen, dazu gehören freilich frische Augen."

Will man jedoch in Begriffen die subtilen und fließenden Erscheinungen dieser Seelenwandlung festhalten, die sich unmerkbar, aber dennoch mit langsam akkumulierender Kraft vollzieht, so wird man freilich immer dem Widerspruch begegnen. In der vielgestaltigen sozialen Welt sieht selbst der auf die neuen Formen eingestellte Blick nur eben die Ansätze zukünftigen Seins, die gewiß das Alte noch nicht verdrängen konnten. Doch: wie Hedwig Dohm richtig erkannte: Was heute noch Einzelfall ist, kann der Zukunft Farbe und Richtung geben. Fischers auch sonst oft wiederholtes Argument, daß die Mehrzahl der Frauen bei freier Wahl heute noch gern den Beruf zugunsten der privaten Wirtschaftsführung aufgibt, entwertet deshalb nicht die innere Beweiskraft der in diesen Aufsätzen herangezogenen Beobachtungen und Überlegungen.

Kein Problem vielleicht ist geeigneter, die Phantasie der Menschen aufzureizen als das hier besprochene, und keinem gegenüber versagt zugleich diese Phantasie so leicht. Denn, so lange wir in klaren Vorstellungen historisch zurückdenken können, ist unser Gefühl mit zahllosen Fäden in die Familie und Familienwirtschaft hineingesponnen.

Sie blieb bestehen, während sich in Technik und Produktion, in dem äußern Aufbau unseres Daseins grundstürzende Revolutionierungen vollzogen, während auch unser wissenschaftlich-geistiges Weltbild ungeheure Umwälzungen durchmachte. Und an ihr zu rütteln, das bedeutet, an unser persönliches Leben zu rühren, an das, was wir gern selbst als unantastbaren Besitz betrachten.

Und doch werden auch diese Schranken fallen. In einem machtvollen Stoß hat der Weltkrieg die Kulturvölker der Erde gegen einander getrieben, und aller Vernichtung und allem Leiden zum Trotz wird, wie wir hoffen müssen, aus dem furchtbaren Zusammenprall der kapitalistischen Kräfte sich dennoch etwas Gutes erheben: in allen kriegführenden Ländern hat der Sozialismus eine Stärkung erfahren, die ihn seiner Verwirklichung einen gewaltigen Schritt näher führen wird. Und die Wandlung der menschlichen Gesellschaft durch ihn geht in ganz andere Tiefensphären, entbindet weit stürmischere Werdetriebe als wohl auch die meisten Sozialisten ahnen.

Auch auf die Frauen-, die Ehe-, Mutterschafts-, Familienprobleme werden sich die Umformungen der menschlichen Gesellschaft erstrecken. Ihre Resultate können wir gegenwärtig mehr ahnen als in ihrem innersten Wesen erkennen.

Wally Zepler.

Die Frauenfrage.

Von Edmund Fischer.

Der internationale Frauenkongreß, der im Jahre 1904 in Berlin stattfand, hat die Frauenfrage wieder einmal in den Kreis allgemeinerer Diskussion gerückt. Zeigte es sich auf diesem Kongresse doch eigentlich, daß auf wenigen Gebieten eine größere Unklarheit und Unsicherheit herrscht als auf dem der Frauenfrage, daß es auch eine einheitliche Frauenbewegung, die von gleichen Gesichtspunkten ausgeht, von gleichen Zielen getragen wird, vielleicht gar nicht gibt, sondern nur ein Sammelsurium von Frauenvereinigungen der verschiedensten Art, mit den verschiedensten, oft entgegengesetzten Bestrebungen. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die sozialdemokratischen Frauen an dem Kongresse hätten teilnehmen und dort ihren Standpunkt vertreten sollen. Ja, welchen Standpunkt denn? Gibt es einen feststehenden sozialdemokratischen Standpunkt in der Frauenfrage? Oder ist nicht gerade auch in der sozialistischen Bewegung die Frauenfrage völlig ungeklärt?

Was ist eigentlich die Frauenfrage? Im theoretischen Teile unseres Programms heißt es, die Partei verlange gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts, und von dieser Anschauung aus bekämpfe sie jede Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse. „Ausgehend von diesen Grundsätzen" fordert dann das Programm für die Frauen das politische Wahlrecht und die Abschaffung aller Gesetze, „welche die Frau in öffentlich- und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen." Wenn das die ganze Frauenfrage wäre, dann gäbe es unter den Sozialisten keine besonders großen Meinungsverschiedenheiten darüber. Aber das gleiche verlangen auch die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, und das läßt sich alles

auch in der kapitalistischen Gesellschaft durchführen. Die Arbeitsverhältnisse der Arbeiterinnen wiederum und ihre Regelung haben mit der eigentlichen Frauenfrage nichts zu tun; dies gehört vielmehr zur allgemeinen Arbeiterfrage.

Der eigentliche Kern der Frauenfrage ist doch der: Führt der unabänderliche Gang der Entwicklung die Frauen allgemein der Berufstätigkeit zu, und ist dies als ein Fortschritt zu begrüßen und zu fördern, da dadurch, bei entsprechender Neuorganisation des ganzen gesellschaftlichen Lebens, die Frau erst wirklich frei, wirtschaftlich unabhängig vom Manne wird, ihre Emanzipation erlangt? Oder ist die allgemeine berufliche Tätigkeit der Frauen etwas Unnatürliches, gesellschaftlich Ungesundes, Schädliches, eines der kapitalistischen Übel, das mit der Beseitigung des Kapitalismus verschwinden wird und verschwinden muß? Man wird nicht behaupten wollen, daß über diese Frage unter den Sozialisten Übereinstimmung herrsche. Eine Klärung dieser Frage halte ich aber für dringend geboten, in Anbetracht der Tatsache, daß sie bei einer Reihe von sozialen Gesetzen nicht ohne Einfluß auf unsere Stellungnahme ist.

Der alte Emanzipationsstandpunkt, der immer noch in vielen Köpfen spukt, läßt sich meiner Ansicht nach heute nicht mehr aufrechterhalten. Die Entwicklung geht bei der Frauenarbeit nicht den Weg, den man bisher annahm, und die Staatsküchen und Hauswirtschaftsgenossenschaften bleiben ein utopistischer Traum, der an der psychologischen Beschaffenheit des Menschen, des Weibes und des Mannes, allzeit scheitern wird.

Die Stellung der Sozialdemokraten zur Frauenfrage war nicht immer die gleiche. Die Generalversammlung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" zu Berlin am 23. November 1867 nahm nach einem Vortrage von W. Bracke über die Frauenarbeit eine Resolution an, die da lautete:

> „Die Beschäftigung der Frauen in den Werkstätten der großen Industrie ist einer der empörendsten Mißbräuche unseres Zeitalters; empörend, weil die materielle Lage der Arbeiterklasse dadurch nicht gehoben, sondern verschlechtert und die Arbeiterbevölkerung besonders durch die Vernichtung der Familie in einen elenden Zustand versetzt wird, in dem sie auch den letzten Rest von idealen Gütern verliert, den sie noch immer hatte.

Um so mehr ist heute das Streben zu verwerfen, den Markt für die Frauenarbeit noch zu vergrößern. Abhilfe gewährt nur die Beseitigung der Kapitalsherrschaft, indem durch positive organische Einrichtungen das Lohnverhältnis aufgehoben und jedem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit gesichert wird."

Die Losung war damals, die Frau der Familie wiederzugeben, wo sie hingehöre. Das werde erreicht, wenn der Arbeiter genügend verdiene, um seine Familie ernähren zu können. „Ich will die Familie nicht zerstört wissen durch Euern „Fortschritt", ich will die Familie erhalten und bewahren, in diesem einen Punkte bin ich reaktionär", sagte Bracke in jener Versammlung.

Von einer Emanzipation der Frau wollte Bracke nichts wissen:

> „Es mag sein, daß Mill insoweit recht hat, als die Frauenemanzipation . . . . eine Einrichtung der Zukunft sein wird. Ich . . . vermag dies nicht zu entscheiden."

Jetzt dürfe man aber nicht daran denken, die Frau zu emanzipieren. So dachten damals die meisten Sozialdemokraten. „Es gibt Sozialisten," schrieb Bebel 1891, „die der Frauenemanzipation nicht weniger abgeneigt gegenüberstehen wie der Kapitalist dem Sozialismus."*) Diese seien allerdings seit dem ersten Erscheinen seiner „Frau" sehr zusammengeschmolzen.

Der Marxismus zeigte uns, daß die Frauen- und Kinderarbeit auf das engste mit der kapitalistischen Produktionsweise verknüpft seien. Es sei eine dem Kapitalismus innewohnende Tendenz, den Lohn des Arbeiters immer mehr herabzudrücken, immer mehr und mehr würden auch die Frauen und Kinder des Arbeiters gezwungen, sich ebenfalls in den Dienst des Kapitalismus zu stellen. Die Familie wird zerstört. Das ist der Gang der Entwicklung, die wir nicht aufhalten, nicht rückwärts schrauben können. Dieser Leidensweg führte aber auch zur Befreiung der Frau aus der Knechtschaft des Hauses. Die Theorien der Frauenemanzipation, die in England und Amerika schon längst festen Boden gefaßt hatten, wurden auf marxistische Grundlage gestellt: die Frauenemanzipation wurde dem idealen Streben eines John Stuart Mill und seiner Schüler ent-

*) Vergl. August Bebel: „Die Frau und der Sozialismus", 9. Aufl. (Stuttgart 1891), pag. 174.

rückt und zum sicheren Ausgangspunkte einer naturnotwendigen Entwicklung gemacht. Die durch den Kapitalismus zerstörte Familie führe zur wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau, damit zu ihrer Unabhängigkeit vom Manne, zu ihrer wahren Freiheit, ihrer völligen Emanzipation. Hören wir darüber Kautsky:

> „Dem Wesen der genossenschaftlichen Produktion widerspricht keineswegs die heutige Familie. Die Durchführung der sozialistischen Gesellschaft bedarf also an sich keineswegs der Auflösung der bestehenden Familienform. Was zu dieser Auflösung führt, ist nicht das Wesen der genossenschaftlichen Produktion, sondern die ökonomische Entwicklung . . . Die sozialistische Gesellschaft hemmt die ökonomische Entwicklung nicht; sie wird derselben vielmehr einen neuen Anstoß geben. Diese Entwicklung wird daher fortfahren, nach wie vor eine der Arbeiten des Haushalts nach der anderen in Arbeiten besonderer industrieller Betriebe zu verwandeln, die Frau aus einer Arbeiterin im Einzelhaushalt zu einer *Arbeiterin im Großbetriebe* zu machen. Aber dieser Übergang wird für die Frau nicht mehr den Übergang von der Haussklaverei in die Lohnsklaverei bedeuten; er wird sie nicht mehr aus den schützenden Schranken der Familie in die schutz- und wehrlosesten Schichten des Proletariats hinauswerfen. Durch ihre *Arbeit im genossenschaftlichen Großbetrieb* wird die Frau dem Manne wirtschaftlich gleichgestellt werden und den gleichen Anteil an der Genossenschaft erlangen wie er; sie wird seine freie Genossin sein, *befreit (emanzipiert) nicht bloß von der Knechtschaft des Hauses* sondern auch von der des Kapitals. Frei über sich verfügend, gleich dem Manne, wird sie jeder Art von Prostitution, der gesetzlichen, wie der ungesetzlichen, ein Ende machen und *zum erstenmal in der Weltgeschichte* die für Mann und Weib gleich geltende Einehe zu einer wirklichen, nicht bloß dem Buchstaben nach bestehenden Einrichtung erheben."*)

Bebel hat uns in ausführlicher Weise ein Bild entworfen, wie sich in Zukunft das Leben der Frau gestalten wird oder sollte. Die Frauenarbeit ist unter den heutigen Verhältnissen zwar ein Übelstand, sie führt zur Auflösung der Familie, aber sie ist immerhin ein Fortschritt, wie etwa die Gewerbefreiheit, die zuerst auch zerstörend wirkte. Unter vernünftigen gesellschaftlichen Einrichtungen werden Frauenarbeit und die Zer-

---

*) Vergl. Karl Kautsky: „Das Erfurter Programm", 2. Aufl. (Stuttgart 1892), pag. 146—147.

störung der alten Familienform zur Wohltat werden. Die heutige bürgerliche Gesellschaft zeigt bereits auf allen Gebieten die Keime auch für die zukünftige Form des Familienlebens und der Stellung der Frau. In Amerika sei man jetzt schon auf den Gedanken gekommen, daß die Frau nicht mehr in der eigenen Küche koche:

> „Kommt neben die Dampfküche die Dampfwaschanstalt mit Dampftrockenboden, wie solche bereits existieren, kommt neben die Kaltwasserleitung . . . die Warmwasserleitung, wird die zeitraubende und unangenehme Ofenfeuerung durch eine zweckmäßige Zentralfeuerung ersetzt . . ., so wird die Frau von weiteren höchst lästigen und zeitraubenden Arbeiten befreit."*)

Da auch die Erziehung der Kinder zum großen Teil den durch die Gesellschaft gut geleiteten Anstalten obliegt, hat die Frau ebenso Zeit, beruflich tätig zu sein wie der Mann:

> „Die Frau ist in der neuen Gesellschaft sozial und ökonomisch vollkommen unabhängig, sie ist keinem Schein von Herrschaft und Ausbeutung mehr unterworfen, sie steht nunmehr dem Mann als Freie, Gleiche gegenüber, sie ist Herrin ihrer Geschicke . . . Sie kann für ihre Tätigkeit diejenigen Gebiete wählen, die ihren Wünschen, Neigungen und Anlagen entsprechen. Hier ist sie genau unter denselben Bedingungen, wie der Mann, tätig. Eben noch praktische Arbeiterin in irgendeinem Gewerbe, ist sie in der nächsten Stunde Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie an einem dritten Teil des Tages irgendeine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft."**)

Die berufliche Tätigkeit, ihre Teilnahme an der Produktion, soll aber auch eine *Pflicht* für die Frau sein, kein freier Wille:

> „Sobald die Gesellschaft im alleinigen Besitz aller Arbeitsmittel sich befindet, wird *die gleiche Arbeitspflicht aller, ohne Unterschied des Geschlechts*, das erste Grundgesetz der sozialisierten Gesellschaft . . . Die Gesellschaft hat . . . das Recht, zu fordern, daß jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen will, auch nach Maßgabe seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten *an der Erzeugung der Produkte* zur Befriedigung der Bedürfnisse tätig ist."***)

Die Lösung der Frauenfrage wäre also danach die, daß die Frau durch gesellschaftliche Einrichtungen, Anstalten aller Art,

*) Vergl. Bebel, loc. cit., pag. 177.
**) Vergl. ibid., pag. 337.
***) Vergl. ibid., pag. 264.

von den häuslichen Arbeiten (der „Knechtschaft des Hauses") befreit würde, wodurch sie in die Lage käme, ebenso im beruflichen und öffentlichen Leben zu wirken, wie der Mann.

Soweit sich Sozialisten über die Frauenfrage in den letzten zwei Jahrzehnten äußerten, geschah es in der gleichen Richtung, wie Bebel. Auf dem internationalen Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich im Jahre 1897 sagte Clara Zetkin:

> „Die Berufsarbeit ist die Grundlage für die soziale Befreiung der Frau . . . Erst eine ökonomisch unabhängige Frau wird dem Manne mehr als das Weib sein."

Auf diesem Kongreß stellte Professor Dr. Schleicher, Vertreter eines christlichen österreichischen Arbeitervereins, neben anderen, das Ziel auf, die Frau wieder der Familie zuzuführen. Und der Führer der schweizerischen katholischen Vereine, Decurtius, sagte:

> „Ein edles Ideal ist die Familie, die Bürgschaft großer und schöner Kultur der Arbeiter, Mann und Weib, umringt von Kindern, das ist unser Ideal, unser Frühlingsanfang einer neuen Welt."

Im Bericht des Vorwärts vom 28. August 1897, dem ich diese Stellen entnehme, heißt es hinter der Rede Decurtius': „Stürmischer, mehrfach wiederholter Beifall." Der Führer der schweizerischen katholischen Arbeiter hatte aber in anderen Worten im Jahre 1897 nur dasselbe gesagt, was der Sozialdemokrat Bracke im Jahre 1867 unter Zustimmung auf der Generalversammlung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" ausgeführt hatte! Pernerstorfer und Bebel antworteten dem Vertreter der christlichen Vereine. Ersterer betonte, daß man die Frauenarbeit nicht verbieten könne, man müsse den Frauen dieselbe Entwicklungsmöglichkeit gewähren wie den Männern. Bebel aber nannte das Ziel der Christlichen, die Frau wieder der Familie zuführen zu wollen, das Streben nach einer „kleinbürgerlichen" Gesellschaftsordnung, während wir Sozialdemokraten suchten, die Entwicklung nicht zu unterdrücken, sondern sie zu einer höheren Stufe, zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung zu bringen. Die Frau wieder der Familie zuführen zu wollen, ist also kleinbürgerlich, der Entwicklung entgegen.

Auf dem internationalen Sozialistenkongreß in Brüssel im Jahre 1891 erklärte sich Vandervelde zwar für volle Gleich-

heit der Frau mit dem Manne; er wollte aber in der Resolution ausgesprochen wissen, „daß es die erste Pflicht der Frau sei, dem Hause zu leben. (Widerspruch.)"*) Nach meiner Erinnerung hatte Vandervelde gesagt, daß es unsere Aufgabe sein müsse, die Frau der Familie wiederzugeben. Der Protest gegen diese Anschauung, besonders von deutscher und französischer Seite, war so stark, daß Vandervelde nachmittags zu einer Erklärung das Wort erbat und sagte, er sei mißverstanden worden, er nehme zur Frauenfrage keinen anderen Standpunkt ein als die Parteigenossen.

Mit diesen Beispielen, die auch aus Reden und Schriften jüngeren Datums ergänzt werden könnten, glaube ich, den Standpunkt festgestellt zu haben, wie er bisher von den Sozialisten zur Frauenfrage eingenommen wurde.

Läßt sich dieser Standpunkt fernerhin aufrecht erhalten? Geht wirklich die Entwicklung den Weg, den Bebel, Kautsky, Zetkin und die anderen für die Frauenarbeit und Hauswirtschaft schildern? Ich sage: Nein! Und ich gehe noch weiter und behaupte: Die sogenannte „Frauenemanzipation" widerstrebt der weiblichen Natur und der menschlichen Natur überhaupt, ist Unnatur und daher undurchführbar.

Für das, was ich unter der Frauenfrage verstehe, ist es ganz gleichgültig, ob die Frau die gleichen geistigen Fähigkeiten besitzt wie der Mann oder nicht. Mann und Frau sind körperlich verschiedenartig und meiner Ansicht nach auch geistig verschiedenartig. Deshalb können sie doch gleichwertig sein. Aber niemand bestreitet ja die Tatsache, daß zurzeit die Frauen im allgemeinen geistig hinter den Männern im allgemeinen zurückstehen. Diese unbestrittene Tatsache jedoch auf die verschiedenartige Erziehung oder auf die „tausendjährige Knechtschaft der Frau" zurückführen zu wollen, ist total falsch. Mindestens 90 Proz. aller Mädchen erhalten ganz dieselbe Erziehung wie die Männer. Im ganzen Proletariat, auf dem Lande allgemein und im größten Teile des Kleinbürgertums, erhalten die Mädchen, in der Familie sowohl, als auch in der Schule, ganz die gleiche Erziehung wie die Knaben. Die Töchter der Arbeiter und Landbewohner haben auch nach Verlassen der Schule noch ganz die gleichen

*) Vergl. das deutsche Protokoll des Brüssler internationalen Sozialistenkongresses, pag. 33.

„Entwicklungsmöglichkeiten" wie die Knaben: sie gehen in die Fabrik, arbeiten auf dem Felde, erlernen einen Beruf als Näherin, Putzmacherin, Ladnerin usw. — ganz wie ihre männlichen Altersgenossen! Ein besonders hervortretender geistiger Unterschied ist bis dahin zwischen den beiden Geschlechtern auch nicht zu merken. Aber mit der geschlechtlichen Reife und besonders mit der Mutterschaft tritt eine Verschiedenartigkeit des Geisteslebens und der geistigen Fähigkeiten auf — Ausnahmen kommen natürlich vor, die man als zurzeit bestehend ja zugibt, die aber, wie wir sahen, nicht in der Erziehung, sondern in der Physiologie des Weibes, in den Einwirkungen der physiologischen Vorgänge oder Störungen, denen das Weib in seinem Geschlechtsleben unterworfen ist, ihre Begründung haben. Man braucht den maßlosen Übertreibungen und falschen Voraussetzungen und Schlüssen eines Möbius nicht zuzustimmen; aber jeder, der nicht nur aus Büchern, sondern auch im wirklichen Leben mit dem nötigen Ernst und ohne Voreingenommenheit seine Beobachtungen und Studien gemacht hat, der muß zugeben, daß die geistigen Kräfte der Frau durch die physiologischen Störungen im Geschlechtsleben sehr beeinträchtigt werden. Dies ist freilich, nach meiner Ansicht, nicht im geringsten der Frauenemanzipation, der allgemeinen beruflichen Selbständigkeit der Frauen, im Wege. Die Frauen eignen sich auch unter diesen Voraussetzungen zum größten Teile der Berufe, und die geistigen Fähigkeiten der Männer weisen ja ebenfalls die größten Abstufungen auf. Das Hindernis der Frauenemanzipation liegt auf einem anderen Gebiete.

Gänzlich falsch ist es auch, die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau vom Manne mit der Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapitalisten vergleichen zu wollen. Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau vom Manne wird am stärksten empfunden bei den Besitzenden, am geringsten bei den Arbeitern. Die Schlagwörter von der „Tyrannisierung der Frauen" durch die Männer — innerhalb der Familie — der „Knechtschaft des Hauses", der „Brutalität des Mannes" usw. sind dem Sprachschatze der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen entnommen und zumeist auf Familienzustände in der Großbourgeoisie gemünzt. In dem Buche einer Frauenrechtlerin las ich, wie schrecklich es sei, wenn die Frau dem Manne das Wirt-

schaftsgeld abverlangen müsse. Eine vernünftige Mutter habe daher darauf bestanden, daß vor der Verheiratung ihrer Tochter mit dem zukünftigen Schwiegersohn ein schriftlicher Vertrag gemacht werde, lautend: am ersten eines jeden Monats habe er seiner Frau unaufgefordert so und so viel Haushaltungsgeld zu geben! Bei den Besitzenden ist es in der Regel ebenso: der Mann führt ein Geschäft, hat eine Berufsstellung inne oder verwaltet das Vermögen, während die Frau nichts tut, als für ihre Toiletten und Badereisen viel Geld zu gebrauchen, worüber Differenzen entstehen. Da mag die wirtschaftliche Abhängigkeit von der Frau manchmal schwer empfunden werden! Wie sieht es indes bei den Arbeitern, bei der großen Masse des Volkes aus? Im Proletariat wird fast durchweg aus Neigung geheiratet. Gemeinsam nimmt das Paar den Kampf mit dem Leben auf. Irgend ein Abhängigkeitsgefühl ist bei keinem Teile vorhanden. Daß der Mann in die Fabrik geht, das Geld verdient, die Frau die Hausarbeit besorgt, wird als eine gleichwertige Arbeitsteilung angesehen. Es wird wenig religiöse Frauen geben, die sich durch die „Brutalität des Mannes" abhalten lassen, in die Kirche zu gehen. Aber Hunderttausende von Männern — wenn nicht Millionen — lassen sich von ihren Frauen abhalten, ihrer politischen Überzeugung nach zu leben, oder gar zwingen, gegen ihre Überzeugung in die Kirche zu gehen. Die Abhängigkeit des Mannes von der Frau muß mithin mindestens ebenso groß sein als umgekehrt. Die „Knechtschaft des Hauses" ist also nicht darin begründet, daß nur der Mann beruflich tätig ist, allein Geld verdient, die Frau wirtschaftlich nicht selbständig dasteht. Empfunden wird aber die Abhängigkeit der Frau vom Haushalte, der ihr eine lange Arbeitszeit auferlegt, sie — weil sie bei den Kindern bleiben muß — hindert, Theater, Konzerte, oder Versammlungen zu besuchen, überhaupt nach einer bestimmten Arbeitszeit sich so frei zu bewegen und am öffentlichen Leben teilzunehmen wie der Mann.

Einer Schriftstellerin, die im wohlhabenden Bürgerhause aufgewachsen ist, eine höhere Töchterschule, ein Mädchengymnasium und die Universität besucht hat, mag der Gedanke, hinter dem Kochtopfe stehen und Windeln waschen zu müssen, schrecklich sein. Aber wenn diese Dame zehn oder acht oder auch nur fünf Stunden täglich in einer Spinnerei oder Weberei

arbeiten müßte, so würde sie bald finden, daß es angenehmer, interessanter und weniger geisttötend ist, sich zehn Stunden dem Haushalte und der Pflege der Kinder zu widmen als fünf Stunden einer Spinnmaschine. Wenn man von Frauenemanzipation redet, kann man doch nicht nur den sehr kleinen Teil der Frauen in Betracht ziehen, die als Ärztinnen, Lehrerinnen, Künstlerinnen und dergleichen tätig sein können. Neun Zehntel aller Frauen würden in ihrem Berufe Arbeiten — in Fabriken usw. — verrichten müssen, die weit weniger angenehm sind als die Hausarbeit. Und diese neun Zehntel der Frauen ziehen daher die „Knechtschaft des Hauses" der Berufsarbeit vor, wenn nicht die Not sie zwingt, einen Beruf zu ergreifen.

Wie will man aber überhaupt die Frau von der Hausarbeit befreien, wenn man keine gewaltsame Kasernierung will? Selbst Kautsky, der in seiner „Agrarfrage" der Preisgabe des Einzelhaushalts das Wort redet, schreibt dann:

> „Nirgends kann sich die Persönlichkeit so voll ausleben, ohne jede Hinderung durch feindliche oder mindestens beengende Willen anderer, wie in einem eigenen Heim, das sie, nur durch materielle, nicht durch persönliche Rücksichten beengt, frei schmücken und ausgestalten, in dem sie frei leben kann ihren Lieben, ihren Freunden, ihren Büchern, ihren Gedanken und Träumen, ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen. Mit dem Individualismus erwächst aber auch die individuelle Geschlechtsliebe, die ihre Befriedigung nur in der Vereinigung und dem Zusammenleben mit einem einzigen bestimmten Individuum des anderen Geschlechts findet. Die auf dieser individuellen Geschlechtsliebe beruhende Ehe bedarf ebenfalls eines eigenen Heims zu ihrem Bestande."*)

Schon um ein solches eigenes Heim in stand zu halten und angenehm zu gestalten, bedarf es mindestens so großen Arbeitsaufwandes der Frau, wie er vom Manne im Beruf verlangt wird; auch dann, wenn mit Dampfküchen gekocht, in großen Abfütterungsanstalten gegessen und die Kinder in Anstalten gepflegt werden, die Berufstätigkeit der Frau hätte auch dann noch einen Haken. Aber die Mutter will ihr Kind auch selbst pflegen, sie will sich ihm widmen, sie will es selbst versorgen. Sie zwingen wollen, ihr Kind einer Anstalt zu übergeben, um in

*) Vergl. Karl Kautsky: „Die Agrarfrage" (Stuttgart 1899), pag. 449—450.

einem Genossenschaftsbetrieb produktiv tätig sein zu können, wäre schlimmer als die „Knechtschaft des Hauses". Freiwillig wird sie das nie tun — Ausnahmen gibt es auf allen Gebieten des Lebens — wenn sie nicht die bitterste Not dazu zwingt, was sie als ein Unglück ansehen wird. Der Hinweis auf die reichen Frauen, die ihre Kinder nicht selbst pflegen, ist völlig unangebracht. Denn hier ist gerade das Gegenteil von dem der Fall, was eine Anstaltserziehung mit sich bringt. Während in einer Anstalt viele Kinder verschiedener Eltern einer Pflegerin anvertraut werden müssen, fern von der Mutter, sind in dem Einzelhaushalt der reichen Familie neben der Mutter oft mehrere Pflegerinnen um ein einziges Kind besorgt. Wenn Gumplowicz neulich ausführte, „die mehr routinenmäßige Pflegearbeit am Kinde könnte, wenigstens nach Ablauf der Stillungszeit, recht wohl berufsmäßigen Pflegerinnen vertraut werden"*), so langt er damit glücklich wieder bei den Dienstboten an und löst so ganz zutreffend — die Damenfrage. Trotzdem würden aber die Mütter mit dem gnädiglich gewährten „Rechte", nur in ihren „Feierstunden" ihren Kindern leben zu können, nicht zufrieden sein. Der „letzte, entscheidende Schritt", die „Übernahme der Unterhaltungskosten des Kindes durch das sozialistische Gemeinwesen", gehört in das Gebiet der Utopie. Bleibt die Pflege des Kindes aber der Mutter überlassen, was das einzige Natürliche und daher Unabänderliche ist, so ist die allgemeine Berufstätigkeit, die wirtschaftliche Emanzipation der Frau vom Manne für alle Zeit ein Unding: die Pflege des Kindes nimmt die Tätigkeit der Frau voll in Anspruch.

Nicht anders ist es mit der eigenen Küche. Diese ist schon zur Pflege des Kindes — und auch für das eigene Heim überhaupt — ganz unentbehrlich. Die Entwicklung geht auch gar nicht in der Richtung zu den Dampfküchen und großen Abfütterungsanstalten, eher umgekehrt. Wenn aus New York und anderen amerikanischen Großstädten von großen kapitalistischen Wirtschaftsgemeinschaften berichtet wird, so handelt es sich um eine Art Familienhotels, die den ständig darin wohnenden Familien — sehr reichen oder jedenfalls Leuten mit sehr hohem Einkommen — einen großen Komfort bieten und eine

*) Vergl. Ladislaus Gumplowicz: „Polemisches zur Frauenfrage" in den „Sozialistischen Monatsheften", 1904, II. Bd., pag. 912.

Dienerschaft zur Verfügung stellen, daß jedenfalls mehr Frauen in der Hauswirtschaft beschäftigt werden müssen, als „Hausfrauen" darin wohnen. Und der Einzelhaushalt bleibt dennoch in der Hauptsache bestehen. Im allgemeinen sehen wir mehr und mehr, daß der der „Herdennatur" entrückte Mensch den kasernenmäßigen Wohnungen wieder zu entfliehen sucht, um, wenn er es nur einigermaßen machen kann, in einem kleinen Hause, einer Villa, am liebsten allein mit seiner Famlie zu wohnen, auch wenn er dadurch auf Kalt- und Heißwasserleitung, Gas oder elektrisches Licht und andere Bequemlichkeiten verzichten muß. Und auch Sozialisten und „emanzipierte" Sozialistinnen geben von dem natürlichen, menschlichen Drange und Bedürfnis Beispiele ab: ein ungeniertes, ungestörtes „Nestchen" mit seinen Lieben, Gatten und Kindern, zu bewohnen, allen Wirtschaftsgenossenschaften, Dampfküchen und Kinderpflegeanstalten zum Trotze ganz „spießbürgerlich, philisterhaft, kleinbürgerlich" zu leben: „Mann und Weib, umringt von Kindern" . . .

Zum eigenen Heim gehört auch die heutige Form der Familie. Alle Änderungen, die letztere durch die Entwicklung der Produktionsverhältnisse, eine höhere Kultur, den der Sozialismus erfahren wird, können nur darin bestehen, daß der Frau eine Anzahl Arbeiten abgenommen werden, ihre Arbeit erleichtert wird; aber den Einzelhaushalt und damit die Familie können sie nicht aufheben.

Das wesentlichste der Frauenfrage ist für die Arbeiterfrauen der unsichere und geringe Verdienst des Mannes. Wenn die von Kautsky vorgeschlagene Maßregel, „am Tage nach der sozialen Revolution" den Lohn der Arbeiter auf das Doppelte und Dreifache zu erhöhen, einmal durchgeführt sein wird, dann geht keine verheiratete Frau mehr in die Fabrik oder ist sonst beruflich tätig, und nicht die Emanzipation der Frau vom Manne wird dann erreicht sein, sondern etwas anderes: die Frau wird der Familie wiedergegeben sein.

Und dieses Ziel kann und sollte auch das Ziel der Sozialisten sein. „Dem Wesen der genossenschaftlichen Produktion", sagt ja, wie ich oben bereits anführte, auch Kautsky, „widerspricht keineswegs die heutige Familie. Die Durchführung der sozialistischen Gesellschaft bedarf also an sich keineswegs der Auflösung der bestehenden Familienform." Und ich weiß nicht, warum eine Frau sich neben ihrer häuslichen Arbeit nicht

ebenso für das öffentliche Leben, für Wissenschaft und Kunst interessieren kann, wie neben einer beruflichen Tätigkeit in der Fabrik.

Die Entwicklung löst die heutige Familie nicht auf, die der ganzen Natur des Menschen entspricht. Das sichere und gute Einkommen in einer sozialistischen Gesellschaft wird das Familienleben auch schöner gestalten und viele Unzuträglichkeiten beseitigen, die heute vielfach damit verbunden sind. Selbstverständlich muß die Frau politisch und rechtlich dem Manne gleichgestellt und ihr die Entwicklungs möglichkeit auf allen Gebieten gegeben werden. Aber es wird sich auch dann zeigen, daß das erste und höchste, tief in der Natur des Weibes begründete Lebensziel der Frauen ist: Mutter zu sein und der Pflege und Erziehung der Kinder zu leben, während auf die wirtschaftliche Selbständigkeit in der Regel nur die Unverheirateten Anspruch machen.

Nicht Emanzipation vom Manne kann die Lösung der Frauenfrage sein, sondern Befreiung von dem kapitalistischen Übel, daß die verheirateten Frauen nötigt, in der Fabrik tätig zu sein, sie ihrer Familie, ihren Kindern entreißt. Natürlich kann es sich, um das nochmals zu betonen, nicht darum handeln, die Fabrikarbeit der Frauen verbieten zu wollen. Aber ich darf daran erinnern, daß es eine Zeit gab, in der man das völlige Verbot der Kinderarbeit für undurchführbar hielt, weil die Kinderarbeit so eng mit der kapitalistischen Produktionsweise verknüpft sei, daß beide nur miteinander beseitigt werden könnten. Tausende, Hunderttausende von Familien brauchten den Zuschuß des Kinderverdienstes und brauchen ihn heute noch, und doch ist die Kinderarbeit in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum bedeutend eingedämmt worden, und ihre völlige Beseitigung ist nur eine Frage der Zeit, die nicht mehr sehr ferne zu sein scheint. Kann das Verbot der Frauenarbeit auch nicht im entferntesten in Betracht kommen, so gibt es doch eine Anzahl sozialpolitischer Maßregeln, zu denen man verschieden Stellung nehmen muß, je nachdem man der Ansicht ist, daß die Entwicklung unaufhaltsam zur wirtschaftlichen Selbständigkeit und mithin Emanzipation der Frau dränge und diese ein Segen sei, daß die Auflösung der heutigen Familie zum Glücke der Menschheit führe oder aber, daß die gezwungene Fabrikarbeit der verheirateten

Frauen ein kapitalistisches Übel sei, das man beseitigen könne und müsse, daß das in der Natur des Menschen begründete Eheleben, das eigene Heim und dieses den Einzelhaushalt, also die heutige Familienform, bedinge; die Emanzipation der Frau vom Manne also Unnatur sei und keine Realisierung finden könne. Aus diesem Grunde halte ich eine ausgiebige Erörterung der Frauenfrage, der man in den letzten Jahren so sehr aus dem Wege ging, als scheue man sich, auszusprechen, was ist, für geboten.

Polemisches über Frauenfrage und Sozialismus.

Von Oda Olberg.

Über die Frauenfrage, wie über die soziale Frage, werden noch immer Ströme von Tinte vergossen. Das Papier, in seiner sprichwörtlichen Geduld, läßt alles über sich ergehen. Und doch ließe sich auch auf diesem weiten und schwierigen Gebiet manches vereinfachen, gar manche ermüdende und unfruchtbare Polemik ersparen, wenn man etwas Mühe auf die Sichtung der Argumente verwendete und sich vorher klar machte, wo man hinaus will. Niemand wird verlangen, daß der persönliche Geschmack und persönliche Neigung mundtot sein sollen. Auch das kräftige „Die janze Richtung paßt mir nicht", soll keineswegs verwehrt sein. Nur muß man nicht vergessen, daß es allein kein Argument ist.

Gewiß hat die menschliche Zwecksetzung einen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge. Aber einmal gehören Geschmack und Neigung nicht zu den Faktoren, die eine wirksame Zwecksetzung zustande bringen; sie dienen vielmehr Zwecken, wobei es denn oft vorkommt, daß der Diener den Herrn überlebt. Im Laufe der Zeit aber haben sich noch stets Geschmack und Neigung den neuen Zwecken angepaßt. Dann aber ist überhaupt der Einfluß der menschlichen Zwecke wesentlich eingeengt durch das objektive Geschehen und seine Bedingtheit. Und ob auch die Entwicklung der bewußten Zwecksetzung weitere Gebiete zuweisen dürfte, als sie heute hat, so wird die Menschheit doch immer an objektive Verhältnisse und logische Verknüpfungen gebunden sein.

Man mag noch so „wacker schmälen" über die Bestrebungen der Frauenbewegung; zur Klärung der Frauenfrage aber wird man nur beitragen, wenn man zur Grundlage behält, was die Ge-

sellschaft muß und kann und ein auf dieser Grundlage ruhendes Ziel aufstellt und die Wege zu ihm aufsucht.

Aus dem Aufsatz von Edmund Fischer habe ich wenig Klärendes entnehmen können; ja, er scheint mir eine ausgiebige Dokumentation für die „Unklarheit und Unsicherheit" in der Beurteilung der Frage, die der Autor am Eingang hervorhebt. Die ganze Fragestellung halte ich für unrichtig. Der eigentliche Kern der Frauenfrage ist nach Fischer: „Führt der unabänderliche Gang der Entwicklung die Frauen allgemein der Berufstätigkeit zu, und ist dies als ein Fortschritt zu begrüßen und zu fördern, da dadurch, bei entsprechender Neuorganisation des gesellschaftlichen Lebens, die Frau erst wirklich frei, wirtschaftlich unabhängig vom Mann wird, ihre Emanzipation erlangt?" Nur nebenbei sei bemerkt, daß das „Unabänderliche" nicht gefördert werden kann. Man kann sich mit ihm nur abfinden oder nicht. Aber in der ganzen Frage scheint mir das Problem verkrüppelt und verzerrt. Die Frau strebt, wie jedes Lebewesen, nach Entfaltung, nach Raum zum Ausleben für ihre Lebensenergie. Diese Tatsache, selbst natürliche Folge eines komplizierten Zusammenwirkens von Ursachen, stellt doch wohl den natürlichen Ausgangspunkt der Frage dar. Sind diese Bestrebungen nach Entfaltung, soweit sie auf dem Boden des Notwendigen und Möglichen Platz finden, im Einklang mit dem Interesse der Gesamtheit oder nicht? Das scheint mir die eigentliche Frauenfrage. Und diese ist in der Form dieselbe für jede Partei, im Inhalt aber ebenso verschieden wie die Auffassung über die Interessen der Gesamtheit. Und es muß ihr gegenüber einen spezifisch sozialdemokratischen Standpunkt geben.

Daß die Frau nach Freiheit, das heißt nach der Möglichkeit der Entfaltung ihrer Wesenheit strebt, setze ich als etwas Gegebenes voraus. Was von diesem Streben in die Erscheinung tritt, nennt man eben „Frauenbewegung". Nun gibt es aber viele Arten und Abstufungen in dieser Bewegung. Je nach dem, was den seelischen Schwerpunkt eines Menschen darstellt, wird auch sein Entfaltungsbedürfnis ihn in andere Richtung treiben. So hat Laura Marholm vor allem gegen die Verkrüppelung der Geschlechtlichkeit der Frau durch die Gesellschaft geeifert, Ellen Key und Ruth Bré gegen die Verstümmelung des mütterlichen Triebes, Luise Otto-Peters, Auguste Schmidt, Helene Lange, Hedwig Dohm und die ganze große Schar der ersten bürger-

lichen Frauenrechtlerinnen gegen die intellektuelle Hemmung und gegen die Benachteiligung durch das Zivilrecht, die Führerinnen der proletarischen Frauenbewegung gegen die wirtschaftliche Knechtung, schließlich in den letzten Jahren einige französische Autoren und ein paar mutige deutsche Ärzte gegen die physische und seelische Ausmergelung des Weibes durch die zahlreichen Mutterschaften, über die die kleinen Kreuze auf den Friedhöfen quittieren. All das ist Frauenbewegung, Streben nach Befreiung von Fessel, Joch und Qual.

Für jede einzelne dieser Forderungen haben sich natürlich Schriftsteller gefunden, die haarklein beweisen, daß sie der „wahren Wesenheit" des Weibes zuwiderlaufen. Besonders die Männer haben sich in Unkosten gestürzt, um darzutun, daß gerade das, was das Weib ersehnt, sein allergrößtes Unglück werden würde. Es biete nun aber unendliche Schwierigkeiten, auf theoretischem Wege festzustellen, was des Menschen Glück ausmacht; wenn sich gar ein Geschlecht die Mühe gibt, dem andern die beste Lösung des Lebensexempels herauszuklügeln, so dürfte es sich eine schlechthin unlösbare Aufgabe stellen. Tröstlich ist, daß die Menschen in der Praxis sich ziemlich genau darüber auskennen, in welcher Richtung ihnen Entfaltung und Ausbau ihrer Wesenheit frommt, ob sie sich auch noch so tölpelhaft anstellen bei den Versuchen, ihr Streben zu verwirklichen.*)

Deshalb sollte man, scheint mir, jedem nachhaltigen Streben soweit vertrauen, daß man seine innere Zweckmäßigkeit nicht in Zweifel zieht und also von vornherein annimmt, daß das Erstrebte, wenn es erreicht würde, den Bedürfnissen derer gemäß wäre, die ihre Kraft an seine Erreichung setzen. Natürlich wird es nicht alle Bedürfnisse stillen oder für gestillte neue entzünden, aber das läuft seiner inneren Zweckmäßigkeit nicht zuwider. Das Streben ist das Gegebene, die Tatsache, von der

*) Der Umstand, daß viele Tausende von Menschen in religiösem Wahn ihr Leben alles dessen entkleiden, was das Dasein schmückt, beweist nichts gegen die Sicherheit des Glücksinstinktes. Denn, was diesen vorschwebt, ist ihr wirkliches, wesengemäßes Glück. Der Fromme versetzt die Erfüllung all seiner Wünsche ins Jenseits. Je abgeblaßter und kümmerlicher er sein Diesseits gestaltet, um so lebensvoller und üppiger gestaltet ihm seine Phantasie den himmlischen Lohn. Hier wird also nicht ein falsches Glück angestrebt, sondern ein echtes Glück auf falsche Weise.

jede Diskussion der aus diesem Streben geborenen Frauenfrage am besten ihren Ausgang nimmt.

Und da fragt es sich zuerst, ob etwa die Wege dieses Strebens im unveränderlichen Gange unserer sozialen Entwicklung einbegriffen oder von ihm ausgeschlosssen erscheinen. Wer nämlich an feststehende, das heißt der menschlichen Zwecksetzung entrückte oder sie bereits einbegreifende Entwicklungswege glaubt, der braucht dann keine anderen Argumente mehr, nicht mehr die Naturbestimmung und auch nicht mehr die menschlichen Willen und Neigungen. Das sollte endlich klar sein. Immer wieder kommt man mit dem unabänderlichen Gang der Entwicklung und gibt dann noch einige andere Argumente zu oder handelt ihm noch etwas ab. Damit muß es aber einmal ein Ende haben. Wer sich auf die Entwicklung verläßt, der erbringe Beweise für ihre Richtung und Unabänderlichkeit — alles weitere Beiwerk ist von diesem Standpunkt aus ein methodologischer Unsinn.

Ich glaube nicht an eine unabänderlich vorgezeichnete Entwicklung; weder in dem Sinne, daß aus den der bewußten menschlichen Zwecksetzung entzogenen Verhältnissen der Gang des sozialen Werdens endgültig bestimmt ist, noch in dem andern Sinne, daß sich aus der Vereinigung dieser objektiven Verhältnisse mit den bewußten und unbewußten Faktoren menschlicher Zwecksetzung eine unbedingte Notwendigkeit*) wissenschaftlich erschließen läßt. Nur die allgemeine Richtung der Entwicklung halte ich für fest vorgezeichnet, durch die allgemeinen Bedingungen des gesellschaftlichen Daseinskampfes und deren Folgen auf das bewußte Leben und Streben der Individuen und Gruppen. Von dieser Entwicklung nehmen wir Sozialisten eben an, daß sie auf eine Vergesellschaftlichung der Produktion führe. Führt sie allein dadurch auch zur Berufsarbeit der Frau, zur Auflösung des Einzelhaushaltes, zur Erziehung der Kinder durch die Gesellschaft? Das dürfte noch zur Diskussion stehen.

---

*) Daß eine unbedingte Notwendigkeit allem Geschehen zu Grunde liegt, also auch alles Zukünftige endgültig bestimmt, folgt für das menschliche Gehirn aus dem Kausalitätsbegriff. Aber diese philosophische Notwendigkeit kommt für uns praktisch nicht in Betracht, und ein großer Teil ihrer Faktoren — all das, was man „Zufall" nennt — entzieht sich vollständig der menschlichen Voraussicht, ist also unerkennbar.

Ohne sich aber in Einzelheiten zu verlieren, kann man doch wohl sagen, daß die bewußte Triebkraft der sozialen Bewegung der Drang nach Freiheit ist, nach der Möglichkeit eines harmonischen Daseins. Die Vergesellschaftung der Produktion ist nur Mittel. Mit diesem Drang wird man beim Menschen, er sei Mann oder Weib, immer zu rechnen haben. Und eine Gesellschaft, die ein möglichst hohes Maß der Zweckmäßigkeit anstrebt, müßte diesem Drang unbedingt Rechnung tragen und könnte ihm jedenfalls, dank der reichen Ressourcen der sozialen Produktion, die strenge Durchführung der Vergesellschaftung teilweise unterordnen. Wenn also des Weibes Drang nach Freiheit den Einzelhaushalt und das Aufgehen im Mutterberuf forderte, so könnte vielleicht die neue Gesellschaft sich ihm innerhalb gewisser Grenzen anpassen.

Innerhalb gewisser Grenzen! Ein eigenes Heim, das „instand zu halten und angenehm zu gestalten mindestens eines so großen Kraftaufwands der Frau bedarf, wie es vom Mann im Beruf verlangt wird", das, glaube ich allerdings, wird im „Zukunftsstaat" zu den Unmöglichkeiten gehören. Das würde ja geradezu dem heiligen Geist der neuen Gesellschaftsordnung zuwiderlaufen! Wie kann eine sozialistische Gesellschaft bestehen ohne Achtung vor der Arbeit? Nun ist aber doch keine Achtung vor der Arbeit möglich, wenn etwa ein Drittel der erwachsenen Menschheit seine Arbeitskraft für das Instandhalten und Angenehmmachen eines Heims verbraucht und ein anderes Drittel diesen Frevel mit ansehen und aus ihm Vorteil ziehen muß. So absolut von allen Banden der Logik und der Gesetze der menschlichen Psychologie wird man sich auch in einem sozialistischen Regime nicht emanzipieren können. Eine Gesellschaft, die der rationellen Verwertung der Arbeit bedarf und den Sinn für eine solche geradezu zu den sittlichen Eigenschaften ihrer Mitglieder wird rechnen müssen, kann unmöglich eine systematische unrationelle Verwertung in großem Maßstabe bestehen lassen. Was die Eigentumsverbrechen in der heutigen Gesellschaft sind, das wird wohl in der Zukunft die Vergeudung der Arbeit und ihrer Produkte sein: ein Antasten eines Grundpfeilers der sozialen Ordnung. Ein Heim, dessen Fliesen mechanisch, etwa durch Bespülen, gereinigt, dessen Teppiche von der Teppichklopferei geklopft, das mit elektrischem Licht beleuchtet und mit Dampfheizung geheizt wird, das warmes und kaltes Wasser in

dem Baderaum hat, ohne unnütze Kinkerlitzen*), mache ich mich anheischig, in einer halben Stunde täglich instand zu halten, unter demokratischer Verwertung der Arbeitskräfte von Mann und Kind, die ich in die Geheimnisse des Bettmachens einweihen würde, das ich mir auch einfacher denke als den heutigen Betrieb. Diese hausfrauliche Parenthese glaube ich den Männern schuldig zu sein, die bei der Behauptung Fischers ein Schauer überlaufen haben mag. Soviel also für die gewissen Grenzen in der Anpassung an die seelischen Bedürfnisse der Mitglieder, die aber nicht bis zur Duldung von Verhältnissen gehen kann, die Moralsätze der neuen Gesellschaft negieren.

Wesentlich anders stellt sich die Frage der Mutterschaft. Eine schlimmere Verkürzung und Verstümmelung des Weibes, als die Entziehung der Kinder, gibt es wohl kaum; darin bin ich und ist wohl jede Mutter mit Fischer einverstanden. Das Hegen und Pflegen der Kinder ist nicht nur eine objektive Notwendigkeit, es ist auch ein Lebensbedürfnis der Mutter; wohl jede Frau sieht nur mit stillem Herzeleid die Kinder ihrer Pflege entwachsen und findet es schade, daß die Kleinen so schnell groß werden. Aber wer in aller Welt denkt sich denn den Zukunftsstaat so, daß die Kinder in eine staatliche Bewahranstalt und die Mütter in die Fabrik müssen? Natürlich ist alles „Zukunftsmusik", was wir vom Zustand der künftigen Gesellschaft sagen, aber gewisse Anhaltepunkte für weniger unharmonische Töne haben wir doch. Zunächst wird die Arbeitszeit bei allgemeiner Arbeitspflicht wohl nicht mehr als fünf Stunden täglich betragen. Dann denke ich mir auch nicht, wie das Fischer zu tun scheint, die Bedingungen der künftigen Produktion etwa denen unserer heutigen Spinnereien ähnlich, sondern glaube, daß zum Beispiel die elektrische Kraft für viele industrielle Betriebe in die Wohnungen geleitet wird, welche

*) Die Vereinfachung des Haushaltes bahnt sich schon heute sehr energisch an als eine Folge der immer ernster werdenden Dienstbotenfrage. In Paris zum Beispiel muß ein großer Teil der bürgerlichen Haushalte sich ohne Dienstboten behelfen. Ich kenne französische Schriftstellerinnen und Journalistinnen — und darunter sind solche, die einen bekannten Namen tragen — die nie in ihrem ehelichen Haushalt ein Dienstmädchen gehalten haben. Glaubt man wirklich, daß diese Damen all die absurde Zeitverschwendung weiterführen, die die tausend unnötigen Deckchen und Sächelchen, die ungesunden Gardinen und Vorhänge mit sich bringen?

Wohnungen dann den Ehepaaren reserviert bleiben könnten. Ich denke mir ferner, daß man auch künftighin wenigstens einen Tag in der Woche arbeitsfrei sein wird. Eine Frau zum Beispiel, die ein kleines Kind hat, wird, solange sie das Kind nährt, im Hause arbeiten; ich wüßte nicht, warum eine stillende Frau nicht fünf Stunden arbeiten könnte. Nach der Entwöhnung, sagen wir nach anderthalb Jahren, kann auch eine Tätigkeit wieder aufgenommen werden, der die Frau außerhalb des Hauses nachgeht. Darum schickt sie ihre Kinder noch lange nicht in irgend eine Kinderkaserne, wo sie in Gruppen von 500 uniformierten Wärtern und Wärterinnen gegen Quittung übergeben und gegen Vorzeigung der Quittung nach 5 Stunden wieder abgeholt werden. Ganz so sehr Großbetrieb wird die Sache nicht werden. Warum aber kann sich die Frau — sie sei nun Lehrerin, Ärztin, Spinnerin, Krankenpflegerin, Gärtnerin oder was weiß ich — warum kann sie denn nicht mit sechs ihrer Kolleginnen oder Nachbarinnen oder Freundinnen eine Verabredung treffen, so daß jede Frau an ihrem freien Tag Kindergarten hält für die Sprößlinge ihrer sechs Kolleginnen? Das kommt heute schon vielfach vor und würde noch viel häufiger sein, wenn nicht die Wohnungsmisere so große Schwierigkeiten böte.

Nun ist dies allerdings nur möglich bei einer beschränkten Kinderzahl. Eine Frau, die mehr als 4 Kinder hat, wird ohne Überarbeit nicht nebenbei ihrer Arbeitspflicht genügen können; wenn sie gar über 6 oder 7 hat, wird sie auch unter Entbindung von der Arbeitszeit nicht ohne Hilfskräfte auskommen können. Da eine gesunde Frau es bei freiem Spiele der Kräfte sehr gut auf 16 Kinder bringen kann, gebe ich dieses Problem den Gegnern des Neomalthusianismus zur Erwägung. Wer aber glaubt, daß eine Gesellschaft mit geringer Sterblichkeit auch eine geringe Natalität haben wird — nicht durch automatische, wohl aber durch systematische Regelung*) —, für den besteht diese Frage nicht. Vereinzelte Fälle großer Kinderzahl werden immer vorkommen. Je nachdem die Gesellschaft im Zuwachs an Menschen einen Zuwachs an Reichtum sieht, wird sie sich

*) Ich habe breits in dem Buch „Das Weib und der Intellektualismus" (Berlin 1902) Stellung zur Frage des Neomalthusianismus genommen und verweise auf das dort im Kapitel „Fruchtbarkeit und Kultur" Gesagte.

zu diesen Fällen stellen. Es liegt auf der Hand, daß eine Gesellschaft mit einer unter ihren Bedürfnissen zurückbleibenden Geburtenfrequenz auch alles tun wird, die Last der Mutter zu erleichtern. Sie wird zum Beispiel bei der Geburt des vierten oder fünften Kindes Entbindung von der sozialen Arbeitspflicht eintreten lassen, bei weiteren Kindern die Zuweisung einer Hilfskraft von Gesellschafts wegen verfügen. Dagegen wird eine Gesellschaft, die sich von der Übervölkerung bedroht sieht, die Last des Aufziehens der Kinder ganz den Eltern überlassen und wahrscheinlich Gesetze machen müssen, damit der Vater auch sein Teil daran hat. Übrigens ist es auch sehr gut denkbar, daß die Gesellschaft von der Mutter kleiner Kinder eine geringere Arbeitsleistung bei gleicher Entschädigung verlangt. Keiner wird es als eine Ungerechtigkeit empfinden, wenn einer Mutter die Arbeit für ihre Kinder, die doch einen Teil des kollektiven Reichtums darstellen, als Erfüllung ihrer Arbeitspflicht angerechnet wird. Also gar so schwierig, wie Fischer die Sache macht, braucht man sie sich doch nicht vorzustellen. Erst verlangt er die volle Tätigkeit der Frau für den Haushalt, — „mindestens einen so großen Arbeitsaufwand, wie er vom Manne im Beruf verlangt wird" —, dann schreibt er wörtlich: „die Pflege des Kindes nimmt die Tätigkeit der Frau voll in Anspruch" und fährt fort: „Nicht anders ist es mit der eigenen Küche . . . .". Die Frau ist also dreimal voll in Anspruch genommen — da sollte es ihr schließlich nicht darauf ankommen, auch noch ihre volle Arbeitskraft der Gesellschaft zu bieten und so ein viertes Mal ihr ganzes Ich einzusetzen. Wenn man die Frau nur dadurch der Familie zurückgeben kann, daß man sie dreimal so viel arbeiten läßt wie den Mann, so wäre es wohl doch das geringere Übel, wenn das behagliche Heim, das auf der konzentrierten Ausbeutung, Patent Fischer, gegründet ist, mit dem „Sweating"-system, dem schlesischen Weberidyll und ähnlichen Behaglichkeiten vom Erdboden verschwände.

Um wieder ernst zu reden: ich glaube, daß eine wirtschaftliche Notwendigkeit, die Frau der Arbeitspflicht zu entheben, nicht vorliegt, und daß, selbst wo die die Produktion leitenden Ausschüsse diese Befreiung für nötig hielten, die Gesellschaft die mütterliche Tätigkeit der Frau als Äquivalent der sozialen Arbeitspflicht ansehen wird und also die Frau nicht in wirt-

schaftliche Abhängigkeit vom Manne zu bringen braucht. Das ist ja übrigens so eingehend nachgewiesen worden — von Bebel und anderen —, daß sich ein Zurückkommen auf die Frage eben nur durch den Zustand der Notwehr rechtfertigen läßt, in den Fischer einen versetzt.

Wenn nun aber die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau als Mutter nicht als eine objektive Notwendigkeit der neuen Gesellschaft angesehen wird, ist sie vielleicht eine unabwendbare Folge der psychologischen Beschaffenheit der Menschen?

Fischer kommt gar nicht zu dieser Frage, weil er von Anfang an die Alternative stellt: entweder das traute Heim, Mann und Weib, umringt von Kindern, mit zehnstündigem Arbeitstag für die Frau, Windelwäsche und Kocherei, oder Kasernen, Massenabfütterung, Verstaatlichung der Mutterfreuden. Dabei ist er so vorsichtig, sich den Großbetrieb so gräßlich vorzustellen, daß er tatsächlich als ein dem Wesen des Kulturmenschen widerstrebender Zustand und als eine Gefahr für die Nachkommenschaft erscheint. Damit ist die Sache sehr vereinfacht. Denn es ist natürlich, daß der Mensch, er sei Mann oder Weib, wie er sich gegen jede Vergewaltigung seines Wesens auflehnt, besonders einer ganz neuen Form dieser Vergewaltigung widerstrebt und lieber die alte Kette weiterschleppt, als sich mit einer neuen Art der Bindung abfindet. Vor die Alternative Fischers gestellt, entscheiden sich wohl alle Männer und die meisten Frauen für das traute Heim mit seiner Ausbeutung und Vergeudung der weiblichen Arbeitskraft. Da aber keinerlei Notwendigkeit vorliegt, für eine zukünftige Gesellschaft nur diese beiden Auswege anzunehmen, da vielmehr — ohne neue Errungenschaft der Technik und ohne eine Veränderung des menschlichen Charakters anzunehmen — andere, dem Geiste der sozialistischen Ordnung mehr entsprechende Lösungen denkbar sind, so muß man sich eben die Frage vorlegen, ob diese Lösungen sich durch das Wesen des Menschen etwa ausschließen oder doch als nicht erstrebenswert erscheinen.

Von dem Vorurteil, das viele Männer gegen die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau haben, sehe ich natürlich ab, denn das wird ja kein Mensch erwarten, daß man eine sozialistische Gesellschaft ausmale, in der alle Vorurteile der früheren Gesellschaftsformen unverkürzt weiter leben können. Sollte also

etwa der Frau die soziale Arbeitsleistung neben der Mutterschaft zu viel sein? Für Fischer ist das ausgeschlossen; denn er denkt sich die Arbeitsleistung der Hausfrau im Zukunftshaushalt unendlich mühselig; wenn er ihr die zumutet, wie viel mehr also die beschränkte Arbeitszeit der gesellschaftlichen Produktion? Aber auch für andere scheint mir die Antwort leicht zu sein. Warum sollte ein gesünderes Geschlecht, als das heutige, das in fördernden gesundheitlichen Verhältnissen lebt, in einer nervenschonenden Umgebung nicht zu einer Arbeitsleistung fähig sein, deren doppeltes und dreifaches Maß heut vertragen wird, wenn auch auf Kosten der Gesundheit der einzelnen und der Gattung?

Den Einwurf, daß sich eine Mutter nicht fünf Stunden täglich von ihren Kindern trennen kann, den möchte ich, der auf diesem Gebiet eingerissenen Sentimentalität zum Trotz, beantworten: dann soll sie es lernen! Es ist furchtbar, daß Mütter ihre Kinder allein lassen müssen, Hunderten von Gefahren ausgesetzt, und abends aus der Fabrik nach Hause eilen, von wahrer Todesangst getrieben, um das, was alles in ihrer Abwesenheit passiert sein kann. Aber wenn es sich darum handelt, Kinder in guter Obhut und in Gesellschaft anderer Kinder zu lassen, um einer Pflicht gegen die Gesamtheit zu genügen, so mag das Mutter und Kind anfangs schwer fallen, es ist aber für beide Teile nur heilsam. Die leidenschaftliche Anhänglichkeit der kleinen Kinder, denen gewissermaßen die Luft zum Atmen fehlt, wenn die Mutter sie einen Augenblick verläßt, ist eine Ursache großen Herzeleids für die Kinder, die bei der Notwendigkeit der täglichen Dienstleistung der Mütter gar nicht aufkommen kann. Auch ist es für das soziale Empfinden des Kindes und der Mutter wichtig, daß sie sich in ihrem ganzen Gefühlsleben nicht abkapseln gegen die Außenwelt.

Wenn nun die Berufsarbeit der Frau, die ja ohne Zweifel dem Geiste der neuen Gesellschaft besser entspricht als irgend eine andere Form der Lösung, praktisch durchführbar ist und mit den Interessen der Gattung vereinbar, stellt sie auch ein geeignetes Mittel für jene Befreiung der Frau dar, die durch die Frauenbewegung angestrebt wird? Mit anderen Worten: Sind in der heutigen Gesellschaft die bewußten Kräfte vorhanden, die auf einen Zustand hindrängen, der dem Wesen der sozialistischen Ordnung entspricht und durch sie möglich wird? Und ist auf

diesem Wege eine Annäherung an das erstrebte Ideal harmonischen Auslebens möglich?

Die bürgerliche Frauenbewegung strebt zweifellos die Berufsarbeit der Frauen an. Wenn sie darin nicht die Hauptparole ihres Kampfes sieht, so geschieht das mit Rücksicht auf die großen praktischen Schwierigkeiten, die die Forderung teilweise zu einem Unsinn machen würde. Daß es sich hier um eine Korrektur durch die Tatsachen handelt, ersieht man schon daraus, daß die Forderung im Laufe der Jahre immer mehr zurückgetreten und weniger absolut geworden ist. Eine in diesem Sinne gerichtete Bewegung besteht aber zweifellos, und wenn sie in der großen Masse der Bevölkerung, in der Arbeiterschaft, sich nicht Bahn bricht, so geschieht das aus dem einfachen Grunde, daß bei der heutigen Lebenshaltung der breiten Volksmassen die Frauenarbeit in ihrer heutigen Form ein Notbehelf ist und die Verwendung der Frau in der Fabrik, auch bei relativ hohem Lohn, für den Proletarierhaushalt etwas Unrationelles ist, wie so gar viele Formen der Sparsamkeit des Armen unrationell sind. Das Haus des Arbeiters verfällt ohne die beständige Energie, den Opfermut und die Pflichttreue der Frau. Das in Eile zubereitete oder fertig gekaufte Essen ist ungesund, teuer und schlecht; die Kinder, der Straße oder überfüllten Bewahranstalten anvertraut, verwahrlosen an Leib und Seele, und die ohnehin trübselige, jeden Komforts beraubte, viel zu kleine Wohnung wird von der Unordnung überwuchert, wenn die Frau den Kampf gegen sie nicht energisch führen kann. Nichts ist natürlicher und nichts ist zweckmäßiger, als daß der Arbeiter, sobald er selbst genug verdient, die Frau dem Heim zurückgibt. In der individuellen Aufwärtsbewegung einer Arbeiterfamilie ist die Wiedergewinnung der Hausfrau ein entscheidender Schritt, weil eben die Bedrängnisse des Proletarierlebens so zahlreich sind, daß ein beständiger Kampf allein ihr Obsiegen hindern kann. Es sei nur nebenbei bemerkt und ist ja eigentlich selbstverständlich, daß dieser Umstand keinerlei Schlüsse auf die Zweckmäßigkeit der Frauenarbeit in einer sozialistischen Gesellschaft zuläßt, die doch wohl allemal, und wenn wir sie uns noch so kümmerlich und unvollkommen vorstellen, eine menschliche Arbeitszeit haben wird, gesunde, geräumige und mechanisch zu reinigende Räume, Gärten, Spielplätze, Aufsichtspersonen für die Kinder.

Gewährt der Frau die Berufstätigkeit und die aus ihr folgende wirtschaftliche Selbständigkeit größere Chancen eines harmonischen Lebens als das Aufgehen im Haushalt? Meines Dafürhaltens: ja. Es ist für eines Menschen Glückschancen — man lasse der Kürze halber diesen Ausdruck gelten — ein gutes Ding, wenn er an mehreren Punkten im Leben verankert ist, wenn sein Daseinszweck und Inhalt ein breites Gebiet umfaßt. In der Berufstätigkeit liegt — bei aller äußeren Hemmung — viel Befriedigendes und Befreiendes. Das Gefühl, zu einer Arbeit zu taugen, ihr gerecht zu werden und durch sie — und sei es im beschränktesten Kreise — nützlich zu sein, ist in der nicht eben überlasteten Wagschale des Guten im Leben nicht gering anzuschlagen. Ein verwandtes, wenn auch tieferes und reicheres Gefühl hat ja die Frau in der Arbeit für die Kinder, aber die Kinder wachsen heran, entwachsen der mütterlichen Pflege, und es ist wesentlich für das Glück eines Menschen, daß dann ein Inhalt da ist, der den Charakter der Pflicht, des Nützlichen, nicht den des öden Dilettantismus, trägt. Die mechanischen Verrichtungen werden dem Menschen von der Maschine abgenommen werden; was ihm an Tätigkeit im Produktionsprozess und in der Erhaltung und Hebung des sozialen Lebens bleibt, wird eine reiche, durch die persönliche Tüchtigkeit zu erhöhende Leistung sein, die Intellekt und Gemüt nicht leer läßt.

Auch die Folge der Berufstätigkeit der Frau, die wirtschaftliche Selbständigkeit, ist für sie wertvoll. Von dem Gefühl der Befriedigung, sich selbst genügen zu können, sehe ich ab; es ist ein urbürgerliches Gefühl, das mit der heutigen Wirtschaftsordnung fallen muß; auch ist es natürlich ein Selbstbetrug, da der einzelne auf keinen Fall sich selbst genügen kann.

Aber die Selbständigkeit hat praktische Konsequenzen. Daß der Mann auch im „Zukunftsstaat" mit dem Wort kommen würde, daß ja schließlich er das Geld verdient, ist meine privatpessimistische Ansicht. Das liegt ihm tief im Blut, und ich habe es in Arbeiterhäusern so oft gehört, daß mir die Bemerkungen Fischers über diesen Punkt Zweifel an seiner Beobachtungsgabe erwecken. Doch das ist keine Sache von überwältigender Bedeutung. Wichtig ist dagegen, daß die tatsächliche Abhängigkeit, wie sie Fischer sich denkt, der Einehe das heutige wirtschaftliche Band erhält, solange die Frau kleine Kinder hat.

Und das ist doch unleugbar eine Form der Knechtschaft. Ich glaube auch, daß die Einehe auf die Dauer die vorherrschende Eheform in der sozialistischen Gesellschaft sein wird. Aber ich glaube ferner, daß sie im Interesse der sozialen Zweckmäßigkeit und durch das bloße Fortfallen sittlicher und religiöser Vorurteile leicht lösbar sein, und daß den außerehelichen Formen des Geschlechtsverkehrs keine Geringschätzung mehr anhaften wird, soweit nicht Nebenumstände, wie Verlogenheit, Halbheit oder grobe Pflichtverletzung gegen die Gesellschaft und die Gattung, ihn der Geringschätzung wert machen.

Aus Fischers Auffassung dagegen scheint mir zu folgen, daß die Frau, eben weil sie ohne Berufstätigkeit ist, der Gesellschaft gegenüber kein Recht auf Existenz hat, sondern von ihrem Mann den Unterhalt fordern muß. Wenn eine Frau aus irgendeinem Grunde ihren Mann verlassen will, so würde sie nach Fischer der Bedürftigkeit anheimfallen, es sei denn, sie ginge gleich zu einem andern. Die Ehe würde also auch in der neuen Gesellschaft mit der durch die ökonomische Abhängigkeit der Frau gegebenen einseitigen Bindung zu rechnen haben. Mir scheint, daß gerade die Berufstätigkeit der Frau ein positives Element der Festigung der Ehe sein wird, weil sich aus dem Berufsleben der Gatten eine neue, außerhalb der Familie gelegene Interessengemeinschaft ergibt, weil es die Eigenart des Individuums ausgestaltet und die ernste Berufsarbeit ein gemeinsames Maß für die Wertung vieler Dinge, eine Nichtachtung des Unwesentlichen und jene Toleranz anbahnt, zu der der Verkehr mit Menschen erzieht. Die negative Festigung der Ehe durch die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau scheint mir in hohem Grade unsozialistisch.

Im ganzen finde ich, daß sich Fischer die sozialistische Gesellschaft der heutigen erschrecklich ähnlich denkt, in ihrer Technik, in ihrer ganzen Organisation. So hat er uns eigentlich nichts gesagt über die Stellung, die der Sozialist zur Frauenfrage einnimmt, eben mit Rücksicht auf das soziale Ziel; er sagt uns nur, wie sich auch der Sozialist mit den Forderungen der Frauenbewegung auf dem Boden der heutigen Gesellschaft abfinden kann, indem er sie mit Hinweis auf die praktischen Schwierigkeiten in einigen Punkten ablehnt. Das wußten wir schon vorher: viele Parteigenossen denken wie Fischer, die meisten fühlen wie er. Das ist natürlich und ist, so deprimierend es im Einzel-

fall sein mag, im ganzen kein großes Unglück. Ich für meinen Teil verlasse mich auf den Freiheitsdrang der Frau, den ich für unausrottbar halte, weil er eine Grundtriebkraft des bewußten Lebens ist. Da der allgemeine Gang der Entwicklung mir die Möglichkeit für die Befreiung der Frau zu bieten scheint, und diese Befreiung im Einklang steht mit dem Geiste und Lebensprinzip der neuen Gesellschaft, so glaube ich an die Befreiung der Frau durch den Sozialismus — auch trotz der Sozialisten.

Die Arbeit der Frau.

Von Dr. Hope Bridges Adams-Lehmann.

Die Diskussion über die Berufstätigkeit der Frau hat ins weite Feld geführt. Von der Sorge des kleinbürgerlichen Hausvaters um das gemütliche Heim, über den Protest der Junggesellenseele gegen die Fesseln der Einehe, sind wir angelangt bei den letzten Problemen von Mann und Weib, von Liebe, Mutterschaft und Menschtum.

Das ist sehr begreiflich. Denn die Berufstätigkeit der Frau ist eine der wenigen Hauptfragen unserer gesellschaftlichen Organisation. Von ihrer Lösung hängt die Physiognomie der sozialistischen Zukunft in erster Linie mit ab. Es ist auch eine Frage, über die wir uns vorderhand keineswegs klar sind, und worüber wir uns wohl zur Klarheit durchringen müssen. Es scheint mir wenigstens von hoher Wichtigkeit, daß die sozialistische Welt über die Hauptfrage ihres Glaubensbekenntnisses einen einheitlichen Standpunkt einnimmt. Wir können uns zum Beispiel keine Meinungsverschiedenheiten denken über solche Dinge, wie die Gleichwertigkeit der gesellschaftlichen Arbeit, über die Verpflichtung aller zur Teilnahme an der Arbeit, über die Notwendigkeit einer arbeitssparenden Organisation, über den gemeinsamen Besitz der Produktionsmittel. Das sind eben Grundsteine unserer sozialistischen Anschauung. Und ebenso ist die Verpflichtung der Frau zur Teilnahme an der gesellschaftlichen Arbeit ein Grundstein unserer sozialistischen Anschauung.

Nun kommen aber Sozialdemokraten und sagen: Ja, an der gesellschaftlichen Arbeit sollt ihr freilich teilnehmen, aber ihr sollt nicht wie die Männer wählen, denn die Natur hat schon für euch gewählt. Ihr seid Mütter, nicht nur vor allem, sondern ausschließlich, und die Pflege und Erziehung der Kinder verlangt eure ganze Kraft. Was daneben etwa übrig bleibt, braucht ihr, um die vier Wände des Heims ordentlich und behaglich zu halten. Und wenn ihr nicht glauben wollt, daß dieses die Naturordnung

ist, so schaut euch nur um. Wo seht ihr die Frau, die nicht zu Haus bleibt, wenn ihr die Wahl gelassen wird? Schließt sie sich nicht freiwillig von jeder anderen als ihrer natürlichen Berufstätigkeit aus? Die Mutterschaft ist ihr eigenster Instinkt, dem sie auch in der sozialistischen Zukunft nicht untreu werden wird.

Es ist mir immer sonderbar zu Mute, wenn ich diese Sprache höre. Wer ist der, der so fehlet in der Weisheit und redet so mit Unverstand? Wie kann man eine einfache Sache so schwierig machen? Wie kann man diskutieren über Liebe und Mutterschaft? Über Details, über Einrichtung, über Organisationen diskutiert man, aber nicht über die großen, ehernen, ewigen Gesetze unseres Daseins. Einfach ist die Liebe von Mann und Frau, einfach ist die Liebe der Mutter zum Kind, selbstverständlich ist das Verlangen der Mutter, ihre Kinder zu erziehen. Fürchtet man, daß diese Grundlagen des tierischen Lebens durch irgendeine Theorie oder irgendeinen Entwicklungsgang in Gefahr geraten könnten? Etwa weil die unsagbare Unordnung unserer heutigen Gesellschaft diese ersten Menschenrechte so stark beschnitten und beengt hat? Oder weil unser krankes Zeitalter so viele müde und abgestumpft und verwirrt und pervers gemacht hat? Warum weist ihr uns immer auf die Natur und habt doch selber so wenig Vertrauen zu ihr? Ihr dürft außer Sorge sein. Wir werden nicht aufhören, euch zu lieben, wir werden nicht aufhören, Kinder zu gebären, Kinder zu säugen, Kinder zu erziehen. Wir werden auch nicht aufhören, mit Mann und Kind ein Heim zu begehren, das traut und still durch die Liebe gepflegt ist.

Gilt es aber, diese Güter aus dem heutigen Leben für die Zukunft zu retten? Sind sie denn heute da? Wie vielen sind sie denn heute beschert? Welchen Raum hat das heutige Leben für Liebe, für Mutterschaft? Wie viele Frauen gibt es, die ihre Kinder erziehen können, wie viele, denen die Annäherung des Mannes nicht zur Last geworden ist?

Und warum? Doch weil die Einzelwirtschaft der Frau jede Muße raubt. Ob die Frau selbst verdienen muß, oder ob sie im Hause schafft, ob sie ein Dienstmädchen hat, oder ob sie sich allein behelfen muß, durch Überbürdung, durch Unordnung, durch schlechte Organisation bringt sie es fertig, den ganzen Tag mit anderen Dingen als Liebe und Erziehung auszufüllen, und die Kinder und der Mann kommen erst an zweite und an dritte

Stelle. Die wenigen, die das besser einrichten können, kommen nicht in Betracht gegenüber der großen Überzahl, die es nicht kann. Vom Sozialismus erwartet die Frau ihre Befreiung von dieser Sklaverei. Der Sozialismus bedeutet für sie Ordnung und Muße. Für sie erwacht erst dann die Möglichkeit, der Liebe zu leben, die Kinder zu pflegen. Und sie wird nach dieser Möglichkeit greifen, wie ein Verdurstender nach dem Becher. Der Kleinbürger, in seiner ganz richtigen Wertschätzung dieser Urgesetze, in seiner ganz richtigen Anerkennung dieser Urbedingungen des weiblichen Glückes, in seiner Unfähigkeit, sich einen besser organisierten Betrieb als den heutigen vorzustellen, in seinem mangelhaften Verständnis des weiblichen Geistes, und in dem eng umgrenzten Egoismus, der ihm verbietet, im Weib etwas anderes als seine Dienerin zu sehen, kommt unvermeidlich zu dem Schluß, daß die Frau von der Natur auf Haus- und Kinderpflege in aller Ewigkeit angewiesen ist. Mit einem Körnchen mehr Intelligenz würde er über diesen toten Punkt hinüberkommen; er würde begreifen, daß die reife Frau nicht anders denkt und empfindet und handelt, als der reife Mann, daß die Unterschiede zwischen den Geschlechtern Erziehungsunterschiede sind; daß der Frau derselbe Drang innewohnt, wie dem Mann, nach Tätigkeit, nach Freiheit, nach neuen Bahnen, nach Ausleben des eignen Wesens, nach Mitarbeit an der Lösung der Welträtsel; er würde sehen, daß die Frau, die sich heute freiwillig ins Haus verbannt, weil sie — ihrer natürlichen Bestimmung gemäß — an erster Stelle für Mann und Kinder sorgen muß und sorgen will, die Frau, die im Haus den Schatz verborgen hat, der ihre innerste Welt bedeutet, dennoch auf Schritt und Tritt von der nagenden Sehnsucht nach der Welt außerhalb des Hauses verfolgt wird; er würde auch verstehen, daß die Frau eine Bürde trägt, die zum Teil die seine ist, daß seine Bequemlichkeit durch ihre rastlose Arbeit erkauft wird. Und mit einem Körnchen mehr Phantasie würde er begreifen, wie leicht, ach, wie leicht, alles, was wir heute schwerfällig, mühsam, ärgerlich, zeitraubend erreichen, durch ein wenig praktischen Sinn rasch und einfach erreicht werden könnte. Der praktische Sinn ist den wenigsten Männern zu teil geworden; sie sind der Sklave von hundert Kleinigkeiten; ihre Schubladen in Ordnung halten, ihre Sachen einräumen, mit Nadel, Faden und Fingerhut umgehen, kleine Einkäufe besorgen, ein Kind trocken legen, eine

Suppe kochen, aushelfen, wo es gerade fehlt, das alles können die wenigsten Männer. Das große, komische „ungeschickte Tier" wird der Mann von George Egerton genannt, und es ist viel Wahres daran. Wie oft muß die Frau nicht zu ihrem Manne sagen: wie kann man sich so ungeschickt anstellen! Das sind aber Dinge, die zur allgemeinen Bildung gehören. Es gibt stets eine Anzahl Verrichtungen, die jeder braucht, und die wenig ausmachen, wenn jeder den Teil übernimmt, der auf ihn trifft. Der Mann lehnt sie aber meistens, teils wegen Überbürdung, teils aus Faulheit ab und überträgt sie auf die Frau. Ebensowenig übernimmt er seinen Teil an den gemeinsamen Pflichten für andere. Da bleibt allerdings für die Frau so viel, daß die Häuslichkeit ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt. So ist die Sachlage jetzt, und in den Familien, wo es anders ist, findet die Frau jetzt schon Zeit zu sehr vielem, was ihr der Kleinbürger als unmöglich abspricht. Wollen wir uns aber erst mit der Frage der vereinfachten Haushaltung befassen, welche Entlastung für die Frau steht uns da nicht bevor! Der Kleinbürger, dem das Körnchen Phantasie leider abgeht, verhöhnt diesen Gedanken als Utopie, aber er ist trotzdem eine immer näherrückende, glückverheißende Wirklichkeit. Die Erlösung im Haus von den tausend Teufeln der Umständlichkeit ist jetzt schon ein absehbares Ereignis. Oder sollte es ein Naturgesetz sein, daß wir unsere Häuser so unpraktisch wie bisher auch in aller Zukunft bauen und einrichten müssen? Müssen wir durchaus das unglaubliche Mobiliar, das fürchterliche Gehänge, die Öfen und Lampen, die Böden und Tapeten des vorigen Jahrhunderts weiterführen? Ich für meinen Teil wenigstens werde in der sozialistischen Baukommission für elektrisches Licht und Zentralheizung, für kalte und warme Wasserleitung und steinerne Waschbecken mit Abfluß in jedem Zimmer, für Linoleumböden und waschbare Wände, für Wandschränke und Abschaffung der Doppelfenster stimmen. Auch die Kleider werden aufhören, die erste Frage im Haushalt zu sein; sie werden schöner, praktischer und einfacher werden und aus Kommunalwarenhäusern bezogen, respektive in Kommunalateliers hergestellt werden. Es wird sich auch als möglich erweisen, die Wäsche ohne Chlor im Kommunalwaschhaus besorgen zu lassen. Und das Essen? Sollte die Berufstätigkeit der Frau daran scheitern? Dem Kleinbürger gruselt's vor der Regimentsküche. Das bereitet mir, offen gestanden, kein Kopf-

zerbrechen. Eins weiß ich ganz genau. Die zukünftige Frau, welche das Kochen als eine der edelsten Künste betrachtet, wird sich weigern, diese edle Kunst mit unzulänglichen Mitteln zu betreiben, und der zukünftige Mann wird sich weigern, sich ferner mit dem heutigen Schlangenfraß zu begnügen, an Stelle des vorzüglich bereiteten Essens, das ihm durch ein wenig Organisation zur Verfügung stünde. Der Einzelherd ist gerichtet. Wie groß der gemeinsame Herd sein wird, und ob wir außerhalb des Hauses essen oder die Speisen über die Straße holen werden, weiß ich freilich noch nicht, ich sorge mich auch nicht darum. Es genügt mir die Zuversicht, daß die heutige Mißwirtschaft und Vergeudung von Material und Zeit nicht von ewigem Bestand sein kann. Und auch, wenn sich der Kleinbürger zu der Höhe dieser Auffassung nicht aufschwingen kann, die Frau kann es. So wenig wie der Junggeselle sich die Arbeit gefallen läßt, das Essen auf dem Zimmer zu bereiten, so wenig wird die Frau sich dazu bereit finden lassen, weil ihr die Berufstätigkeit eine Notwendigkeit ist.

Aber die Kinder? Die Kinder bleiben uns, Gott sei Dank.

In keinem Lebensalter werden die Kinder die ganze Zeit der Mutter in Anspruch nehmen. Auch die Kinderpflege ist heutzutage sehr wenig praktisch und hygienisch eingerichtet, und die Kinder haben den größten Nachteil davon. Kinder brauchen strenge Pünktlichkeit und viel Zeit, in der sich ihr Leben ohne die Einmischung Erwachsener abspielt. Das Kind, welches schreit, sobald es allein ist oder sich in Gesellschaft einer anderen Person, als der Mutter, befindet, ist sich und der Umgebung eine Last. Auch im ersten Lebensjahre kann sich ein Kind daran gewöhnen, sich als eines unter mehreren zu fühlen, seinen Platz in der Familie einzunehmen, sich für sich zu beschäftigen. Es bleiben also der Mutter, die ein klein wenig Pädagogik bei der Kindererziehung walten läßt, mehrere freie Stunden am Tag, nachdem sie und sie allein alles für das Kind getan hat, was überhaupt getan werden muß. Ich setze voraus, daß die Mutter das Kind, je nach dem Alter, säugt, ihm zu essen gibt, es badet, reinigt, an- und auskleidet, spazieren fährt und spazieren führt, unterhält, überwacht, schlafen legt. Das Kindermädchen ist eine durchaus unmoralische Institution. Das Kind hat Anspruch auf die Mutter, und gerade, um die Mutter für das Kind frei zu machen, muß die Einzelwirtschaft verschwinden. Und wenn

Emma Ihrer und andere betonen, daß sehr viele Mütter kein Verständnis für die Kinderpflege haben, so würde ich darauf antworten, daß es gar nicht schwer wäre, ihnen dieses Verständnis beizubringen. Die Natur hilft mit. Das Verständnis fehlt, weil die Erziehung fehlt, und weil die Zeit zur Erziehung fehlt. Aber trotzdem gehört die Mutter zum Kind, die Entwicklung wird sie nicht von dieser Aufgabe abziehen, sondern sie dazu geschickter machen, denn Mutterliebe ist eine ganz eigene Sache. Und die Mutterliebe wird der wirksamste Faktor sein bei der Befreiung der Frau von den Fesseln der überflüssigen häuslichen Arbeit.

Das Kind hat aber nicht nur Anspruch auf die Mutter, sondern auch Anspruch auf den Vater, und zwar nicht nur auf den Vater, der die ganze Woche zum Verdienen außer dem Hause ist, dem es abends „Gute Nacht" sagt und mit dem es Sonntags spazieren geht, sondern zu dem es in der Intimität der persönlichen Dienstleistung steht. In einer besseren Zeit werden sich Vater und Mutter bei der Kinderpflege unterstützen und ablösen. Nur so wird der Geist des Vaters in vollem Umfang auf das Kind einwirken, nur so wird der Vater dahinterkommen, was Kinderpflege eigentlich bedeutet, nur so wird er die Leistung der Frau in ihrer ganzen Größe würdigen lernen, nur so wird er die schwere Überbürdung der Frau durch den ununterbrochenen Umgang mit kleinen Kindern, nicht minder aber die schweren Erziehungsfehler, die sich daraus ergeben, aus der Welt schaffen helfen. Und nur so wird er auch seinerseits vom Kinde lernen und des Himmelreiches teilhaftig werden, welches denen versprochen wird, die wie ein kleines Kind geworden sind. Auch der Mann muß das alles vom Sozialismus erhalten. Nur der Sozialismus kann ihm die Muße schenken, endlich einmal Vater zu sein. Auch dadurch wird die Frau entlastet.

Nach dem zweiten Lebensjahr ist aber für das Kind eine Unterhaltung von einigen Stunden in Gemeinschaft mit anderen Kindern wünschenswert. Hier tritt der Kindergarten der Zukunft in Tätigkeit. Das Kind wird dadurch keineswegs der Familie entrissen, aber seine Ansprüche an Belehrung und Beschäftigung sind zu groß geworden, um durch eine Person befriedigt zu werden. Die Mutter kann nicht mehr alles geben, was es braucht, und der Versuch, ihm gerecht zu werden, würde sie aufreiben. So geschieht es, jetzt. Die Frau wird nervös und

erschöpft. Meint der kurzsichtige Kleinbürger, daß dadurch das Glück der Familie vermehrt wird? So wird die Mutter wiederum entlastet, und wenn sie im ganzen sechs Jahre ihres Lebens der Fortpflanzung widmet, so wird sie während dieser Zeit und vielleicht noch drei bis vier Jahre darüber hinaus, außer ihrer Arbeitsleistung als Mutter einen halben Arbeitstag, den Rest ihres Lebens aber voll beruflich tätig sein können. Dabei rechne ich mit einem Arbeitstag von sechs bis acht Stunden, wie er schon in der heutigen Gesellschaft vielfach vorkommt, und in der sozialistischen Gesellschaft gewiß nicht überschritten werden wird. Ebenso wenig dürfen wir erwarten, mit einer größeren Kinderzahl als drei bis vier pro Familie rechnen zu müssen. Die Frau wird die Stellung der bloßen Gebärmaschine ablehnen. Sie will eben nicht nur gebären, sondern auch erziehen, und die Mutterliebe allein wird ihr eine weise Beschränkung auferlegen. Wird aber eingewendet, daß eine sechs- bis achtstündige Berufstätigkeit ihr wohl noch Zeit, aber keine körperliche und geistige Frische für den Verkehr mit ihren Kindern lassen wird, so müssen wir darauf hinweisen, wie sehr die Leistungsfähigkeit durch Abwechslung in der Beschäftigung erhöht wird. Die Mutter, die sich von 6 bis 8 mit ihren Kindern beschäftigt hat, wird es als eine Erholung empfinden, sich von 8 bis 11 in Fabrik, Warenhaus, Feld, Bauplatz, Spital, Verwaltungsbureau, Atelier zu betätigen. Von 11 bis 2 ruht sie wieder von der Arbeit in Gesellschaft der Kinder aus und ist sehr wohl im stande, die Zeit von 2 bis 4 oder 5 von neuem der gesellschaftlichen Arbeit zu widmen.

Die Frau wird sich diese Möglichkeit zur Berufstätigkeit nicht entgehen lassen, und zwar nicht nur, weil sie selbst als Mensch das als Bedürfnis empfindet, sondern auch, weil sie von der Liebe und von der Mutterliebe dazu getrieben wird. Sie will das Leben des Mannes mitleben, sie will die Entwicklung ihrer Kinder begleiten. Es gibt kaum eine traurigere Gestalt als die heutige Frau und Mutter. Sie wird beiseite geschoben. Sie ist nicht dabei, sie gehört nicht dazu, sie versteht nichts von dem, was den Lebensinhalt von Mann und Kindern ausmacht. Selbst bis in die Arbeiterkreise, wo der Bildungsunterschied am geringsten ist, besteht dieser Trennungsgrund. Nur als freie Mitarbeiterin im Dienst der Gesellschaft wird sich die Frau ihren Anteil am gemeinsamen Geistesbesitz erwerben.

Die Frau will nicht, sagt der Kleinbürger. Natürlich will die Arbeiterfrau nicht, weil es bei ihr schier ein Ding der Unmöglichkeit ist. Der Tag hat nur vierundzwanzig Stunden, und der Arbeitstag mit den kurzen Eßpausen hat deren zwölf. Da gehört wohl wenig Rechenkunst dazu, um einzusehen, daß die Frau nicht in die Fabrik gehen wird, wenn sie nicht muß. Und trotzdem hört man nicht selten auch von Arbeiterfrauen die Worte: es ist hart, wenn man alles vom Mann verlangen muß. Auch die Frau des Kleinbürgers, mit ihrer unglückseligen Kleinwirtschaft, wird Gott danken, wenn sie zu Haus bleiben kann und nicht im Laden stehen muß. Im besser situierten Mittel- und Adelsstand gibt es zwei Richtungen: die kleinere, welche nach Freiheit und Arbeit strebt und nach Verständnis mit dem Mann; die größere, die sich vor dem Leben fürchtet und zufrieden ist, sich erhalten zu lassen, und jedem Kampf und jeder Anstrengung und jeder regelmäßigen Arbeit aus dem Wege geht. Darunter sind genug, die sich auch von den Strapazen der Mutterschaft zurückziehen, die Kinder weder gebären, noch säugen, noch pflegen wollen. Sind diese armseligen Geschöpfe, diese Degenerierten, diese traurigen Opfer der Entwicklung, die zu schwach und zu dumm und darum auch zu feig und zu gefühllos sind, um irgend etwas zu pflegen, als sich selbst, sind sie ein Beweis für den natürlichen Beruf der Frau?

Aber die kräftige Frau, die reife Frau, die weibliche Frau, die Frau, die das Lieben gelernt hat, wird sich klar sein, daß ein Leben ohne Beruf für sie unmöglich ist. Sie wird aus dem Grund allein schon Sozialistin sein, weil nur der Sozialismus ihr Liebe und Mutterschaft und Arbeit schenken kann. Schon jetzt, da die Vereinigung dieser Dinge so außerordentlich schwer ist, wird sie kaum umhin können, sich einem Beruf zu ergeben. Mit zerrissenem Herzen wird sie von den Kindern zu der Arbeit und von der Arbeit zu den Kindern gehen. Stets verfolgt von dem quälenden Bewußtsein, beiden Aufgaben nicht voll gerecht werden zu können, hin und her gezerrt von widerstrebenden Pflichten, muß sie dennoch ihr Geschick erfüllen und sich neben dem Mann in Reih und Glied stellen. Die Entwicklung will es so. Auch die Kontoristin, die Schneiderin, die Fabrikarbeiterin, diese wahren Märtyrerinnen des Berufes, werden durch die Entwicklung zur Arbeit getrieben und gezwungen, den schweren Übergang von der Gegenwart zur Zukunft zu gehen. Wohl den-

jenigen, die den Kampf gemeinsam mit dem Manne bestehen! Was sein Verständnis, seine Teilnahme, seine Mithilfe der Frau auch jetzt schon für Erleichterung und Kräftigung gewähren können, das wissen nur die wenigen zu erzählen, denen dieses Glück beschieden.

Wenn aber ökonomische Entwicklung und weibliche Natur zusammenwirken, um die Frau auf die Bahn der selbständigen Berufsarbeit zu drängen, und wenn diese Faktoren so stark sind, daß sie die Frau trotz der schwersten Widerstände der Erziehung, des Vorurteils, der Tradition, des Kapitalismus, des Klassenstaates, der Schwäche, der Unintelligenz, der Bequemlichkeit und Unwissenheit dennoch unaufhaltsam vor sich hintreiben, so dürfen wir versichert sein, daß es für sie auf diesem Wege eine Umkehr nicht mehr gibt. Die Menschwerdung des Weibes ist die Signatur unserer Zeit. Der Kleinbürger freilich sieht noch nichts von der ungeheuren Gärung, welche um ihn herum brodelt und zischt und prickelt und überschäumt. Er findet, daß die Gesellschaft in der Richtung der Assoziationswirtschaft keine Fortschritte gemacht; bei ihm zu Haus ist ja alles gerade wie zu seiner Mutter Zeit, er bangt, daß die Frau sich vom Manne emanzipieren könnte und ihm Küche und Wäsche nicht mehr besorgt. O ja, die Frau wird sich emanzipieren, aber, o Blinder und Kleinmütiger, das wird dein Schaden nicht sein. Sobald die Schellen von ihren Handgelenken fallen, gibt sie sich doppelt und dreifach wieder hin. Als freiwillige Gabe erhältst du mehr, Kleinbürger, als du von der Sklavin je im Traum gefordert.

Das psychische Problem in der Frauenfrage.

Von Wally Zepler.

Edmund Fischer hat sich wirklich ein Verdienst um das weibliche Geschlecht erworben, als er zu einer Kritik unserer Auffassung in der Frauenfrage die Anregung bot. Die lebhafte Diskussion, die sich überall in der sozialistischen Presse an seinen Artikel knüpfte, die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, die zu Tage traten, waren Beweis genug für die Berechtigung seiner Behauptung, es gebe in dieser Frage gar keinen feststehenden sozialdemokratischen Standpunkt. Wie sollte das auch möglich sein, wo es sich, wie hier, um Anschauungen handelt, die in sich neben allen wirtschaftlich-soziologischen so überaus komplizierte psychologische Probleme umschließen, Probleme, die sich naturgemäß dem statistischen Nachweise, der Messung durch die Zahl so völlig entziehen! Zu der Schwierigkeit, die in den Dingen selbst liegt, kommt nun in der Tat die rein methodologische Unklarheit, die Oda Olberg treffend hervorgehoben hat, das heißt die Unklarheit und Zerfahrenheit der Problemstellung. Statt, wie es unerläßlich wäre, zunächst einmal genau zu untersuchen, wieweit wir überhaupt aus dem Seienden Schlüsse auf das Werdende ziehen dürfen, wieweit wirkliche Sicherheit über die Beobachtung des Jetzt gewonnen werden kann, statt den Kern des Ganzen herauszuschälen und von allem Nebensächlichen loszulösen, werden gerade hier, wo es sich gar nicht um eine einheitliche, sondern um einen Komplex der verschiedensten Fragen handelt, alle Argumente bunt durcheinandergewürfelt, wird Licht und Schatten je nach der Parteien Haß und Gunst mit möglichst groben Effekten verteilt. Es bleibt mir deshalb nichts übrig, als zuvörderst die methodologische Unterfrage noch einmal kurz zu berühren.

Mit Recht fordert Oda Olberg an einer Stelle ihres sehr interessanten Artikels, daß vor jeder Untersuchung dieser Art

der einzelne sich darüber klar werde, wieweit er an eine unabänderlich vorgezeichnete geschichtliche Entwicklung glaube, das heißt an eine Entwicklung, die, von menschlichem Wollen und Wünschen unbeirrbar, ihre mit Notwendigkeit vorausbestimmten Bahnen zieht. Ich stehe hier auf dem Standpunkt, daß der Komplex des verschiedenen Wünschens und Strebens der Menschen — sei dieses selbst nun aus wirtschaftlichen Strömungen oder aus ethischer oder geistiger Erkenntnis geboren — die historische Entwicklung nicht sowohl beeinflußt, als einfach d a r s t e l l t. Das heißt, aus den Gegensätzen des Fühlens und Denkens, aus dem harten Kampf der Ideen ringt sich langsam das Werdende empor. So betrachtet, erscheinen zum Beispiel alle, auch die gegensätzlichsten, Geistesrichtungen unter den Frauen als Ausdruck gewisser Entwicklungskräfte, aus deren schließlichem Zusammenwirken sich die Bahn des zukünftigen Geschehens bestimmt. Das wird, wie ich glaube, auch Oda Olbergs Anschauungen nicht widersprechen. Wenn sie aber dann fragt: „Sind diese Bestrebungen (der Frauen) nach Entfaltung . . . im Einklang mit dem Interesse der Gesamtheit?", so scheint mir die Frage in dieser Fassung verfehlt. Als im Einklange mit den Interessen der Gesamtheit müssen wir in diesem Sinne vielmehr alle Bestrebungen, alle Ansätze zu neuen Typenbildungen ansehen, die sich durchzusetzen versuchen, insofern sich in ihnen vielleicht ein frischer Antrieb, ein Bewegungsimpuls zum Wachsen und Werden neuer, noch unbekannter Lebensformen äußert. Gewiß ist es nicht ausgeschlossen — zumal in jenen Perioden, da die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft ins Wanken geraten, und der Boden für eine neue Daseinsform der Menschheit bereitet wird —, daß manches, was sich uns als lebenskräftiger Werdetrieb darstellt, sich schließlich als Entartungs- oder Fäulniserscheinung erweist. Wo aber sollen wir ein Kriterium dafür finden, was den Interessen der Gesamtheit dienen mag in einer Zukunft, die in ihren Einzelzügen noch völlig dunkel vor uns liegt? Wie sollen wir unter den geistigen Typen der Gesellschaft scheiden zwischen Entartungs- und Übergangstypen? Kann doch auch jede Übergangsform, solange sie eben Übergang, daß heißt den neuen Lebensbedingungen noch nicht vollständig angepaßt ist, lange Zeit im Kampfe ums Dasein zwischen Vernichtung und Fortentwicklung gestellt sein und deshalb den zerstörenden

Mächten gegenüber besonders schwer zu ringen haben. Oder auf geistiges Gebiet übertragen: Kann doch sehr wohl ein etwas umgebildeter, in der Entfaltung begriffener Menschentypus, wie die sogenannte „neue Frau", lange Zeit vom Manne und der Gesellschaft als ein störendes, seinen Lebensbedingungen unvollkommen angepaßtes Geschöpf empfunden werden, ja sich selbst so empfinden, während er, als soziale Erscheinung betrachtet, dennoch die Linie des Fortschritts bezeichnet.

So bleibt meiner Ansicht nach, will man einen Ausgangspunkt für eine wirklich einwandfreie Kritik des Frauenproblems gewinnen, einzig zu fragen: Wo und in welchem Umfang ruhen schon im Schoße der Gegenwart klar erkennbare Keime zu neuen Gefühlswertungen und zu tatsächlichen Neubildungen im Frauenleben? Also die möglichst eindringende Analyse dessen, was da ist oder sich doch bereits heute vor unseren Augen gestaltet.

Diesen Standpunkt betont Fischer selbst mehrfach mit Schärfe gegenüber verschiedenen Argumenten seiner Gegner, die sich zuweilen in allerdings recht vagen Zukunftsträumereien verlieren. Und hier ist er durchaus im Recht. Denn, so merkwürdig es auf der einen Seite berührt, wenn er sich offenbar eine sozialistische Zukunftsgesellschaft nur unter dem beinahe unveränderten Bilde unseres heutigen Lebens vorzustellen vermag, so unfruchtbar sind andrerseits alle Hinweise auf die ganz subjektiven Vorstellungen, unter denen sich der oder jener die Zukunftsgestaltung etwa „denken" könne. Mit Fischers Grundprinzip bei der Erörterung des Problems können wir uns an sich also einverstanden erklären. Aber so ganz ohne ein Eindringen in etwaige Fehlerquellen, wie bei ihm die Untersuchung angefaßt wird, dürfen bei derartigen Fragen Beobachtungen und Schlüsse denn doch nicht gewonnen werden, wenn das Ganze mehr sein soll als eine persönliche Meinungsäußerung.

Ein methodischer Fehler ist zum Beispiel meiner Ansicht nach, wo es sich, wie hier, um rein psychologische Entwicklungstendenzen handelt, die Unterschätzung der ausschlaggebenden Bedeutung der M i n o r i t ä t e n für jeden sozialen Fortschrittsgedanken. Fischer schließt fortdauernd aus den Empfindungen und Neigungen der M e h r z a h l der heutigen Frauen oder auch Männer auf die Gestaltung der Zukunft. Er vergißt dabei vollständig, daß sich neue Gefühls- und Gedanken-

bahnen als Ausdruck und Vorläufer sozialer Neubildungen zunächst stets in einer kleinen, erst ganz allmählich anschwellenden Minderheit verkörpern, daß also gerade umgekehrt aus der schwächeren Zahl der seelisch Höchstentwickelten, aus der dünnen geistigen Oberschicht einer Epoche sich langsam das Erdreich für das Kommende bereitet. Aus diesem selben Grunde ist es stark angreifbar, zur Norm für die Beobachtung der Entwicklungstendenzen im Frauenleben die Arbeiterfrau, die Proletarierin überhaupt zu nehmen. Gewiß ist es klar, daß auch in einer nichtkapitalistischen Welt die Mehrzahl aller Menschen, eventuell also auch aller Frauen, beruflich nicht geistig anregende und befriedigende, sondern rein körperliche Arbeit würde leisten müssen. Das heißt jedoch durchaus noch nicht, daß wir aus den Neigungen, Gefühlen und Wünschen der geistig unausgebildeten, gering differenzierten Durchschnittsproletarierin von heute auf den Durchschnitt der zukünftigen Frauengenerationen schließen dürfen. Denn eines wenigstens bleibt doch wohl für unser aller Auffassung des Kommenden unbestreitbar: die Annahme einer relativ weitgehenden geistigen Ausbildung sämtlicher Gesellschaftsglieder. Nur auf der Grundlage einer solchen Ausbildung aber, wie sie wirtschaftliche Notwendigkeiten heute schon einer kleinen Minderheit der Frauen nahe gelegt haben, sind eben diese wenigen zu der besonderen Auffassungsweise des Lebens gelangt, die dem modernen Weibe in seinen verschiedenen Lebensäußerungen und Geistesrichtungen eigentümlich ist. Deshalb erscheint es mir zehnmal richtiger, als Zukunftstypus des Weibes die heutige Ärztin, Lehrerin und Journalistin in ihrer Denk- und Empfindungsweise gelten zu lassen, als die heutige Arbeiterin. Ist doch wirklich b e s t i m m e n d für das Fühlen und Sein der Menschen lange nicht so sehr die äußere Beschäftigung, der sie einen Teil des Tages widmen, als die geistige Höhenstufe, von der aus sich ihr Umblick in der Welt, ihr geistiger Horizont feststellt. Eine Überlegung, die, nebenbei gesagt, stets von sozialistischer Seite zu wenig berücksichtigt wird. Daher die häufige Unterschätzung der kulturellen und soziologischen Bedeutung der Entwicklungsanlagen, die in der bürgerlichen Frauenbewegung zum Ausdruck kommen.

Das waren einige der Einwände, die ich gegen Fischers persönliche Art, zu argumentieren, geltend machen mußte. Was

aber unsere ganze, nunmehr festgestellte Untersuchungsmethode, die Beobachtung des tatsächlich schon heute Gegebenen, betrifft, so birgt sie naturgemäß noch ganz andere Fehlerquellen, die in der generellen Unvollkommenheit jeder derartigen sozialen Analyse liegen. Einer Unvollkommenheit, die zum Teil niemals aufzuheben ist, soweit sie nämlich auf der Art menschlichen Sehens und Denkens überhaupt beruht, über deren Einfluß wir uns aber mindestens doch irgend eine Rechenschaft ablegen müssen, bevor wir aus unseren Beobachtungen Behauptungen folgern und scheinbar sichere Schlüsse ziehen. Kein einzelner Mensch sieht und wertet eigentlich jemals wirklich objektiv. Vielmehr prägen sich jedem einzelnen aus der Fülle von tausenden verschiedenartiger, nebeneinander bestehender Dinge diejenigen besonders scharf ein, die seiner seelischen Organisation gemäß sind, auf die sein Auge gleichsam von vornherein eingestellt ist. Das erklärt die anscheinend merkwürdige Tatsache, daß sich zwei verschieden organisierte Naturen selbst bei dem lebhaftesten Wunsche nach Verständigung nicht über Fragen einigen können, die inneres Erkennen fordern, wie gerade unser Problem des weiblichen Empfindens in Bezug auf Mutterschaft und Liebe. Jeder fühlt da nicht nur, sondern s i e h t auch ausschließlich persönlich und deshalb nur sehr begrenzt richtig. Eine gewisse Objektivität der Erkenntnis kann darum nur gewonnen werden durch den Zusammenklang der Erfahrungs- und Beobachtungsresultate vieler, und zwar möglichst verschiedener Individualitäten. Diese Überlegung läßt eine Diskussion über das Frauenproblem, wie sie hier stattfindet, gerade durch das einander Widerstrebende der zum Ausdruck gebrachten Anschauungen wertvoll erscheinen. Sie fordert andererseits, daß man jede subjektive Auffassung da, wo sie tatsächlich persönliche Empfindungen, nicht bloße Spekulationen wiedergibt, als gleichberechtigt, zugleich aber eben nur als kleine Teilwahrheit gelten läßt. Eine Fülle solcher Teilwahrheiten: das ist alles, was wir als Resultat des Meinungskampfes gewinnen können.

Es will mir nun scheinen, als seien merkwürdigerweise fast von allen Diskutierenden gerade diejenigen Tatsachen arg vernachlässigt worden, die vielleicht die eigentümliche Wesenheit des modernen Menschen, des Mannes, wie des Weibes, am prägnantesten deutlich machen und deshalb am allergeeignetsten

sind, als Ausgangspunkt für die Beurteilung unseres Problems zu dienen. In allererster Reihe: Kein einziger unter allen Sprechern für und wider hat eigentlich die Ehefrage berührt, noch auch irgend eine Kritik der heutigen Ehe gegeben. Ganz kurz wies wohl der eine oder andere auf die Möglichkeit oder Denkbarkeit einer neuen Form des Liebeslebens in der Zukunft hin; aber über die Aussichten einer solchen inneren Revolutionierung des Daseins haben wir wenig erfahren.

Das liegt vielleicht daran, daß es immer etwas heikel ist, sich an eine ganz veränderte Vorstellung unseres seelischen Lebens heranzuwagen, an die Vorstellung eines Daseins, das unserem menschlichen Fühlen ein ganz neues Zentrum schüfe. In der Tat stellt dies eine starke Anforderung an die Kraft unserer Phantasie und widerstrebt direkt unserem Geistesbedürfnis nach einem festen und bekannten Ausgangspunkt unseres Denkens. Jedenfalls ist es Tatsache, daß die sogenannte „freie Liebe", wenngleich sie, wie so manches andere Wort, in der sozialistischen Agitation eine gewisse Rolle spielt, in den Köpfen der meisten Sozialisten durchaus nicht als eine erhebliche Wandlung der gesamten erotischen Beziehungen der Geschlechter erscheint, sondern nichts weiter darstellt als die von Gesetzeszwang befreite monogamische Ehe. Damit hängt es aufs engste zusammen, daß im Grunde auch das Frauenproblem ganz losgelöst von seiner psychologischen Basis behandelt wurde, daß es gar nicht hinaus kam über die Unterfrage der Wirtschaftsführung und Kinderpflege in der Zukunft.

Auch darin hat Edmund Fischer recht. Es scheint sich in den Anschauungen mancher Sozialdemokratinnen in diesen Dingen ein leiserer oder deutlicherer Umschwung vollzogen zu haben nach der Seite des Alten und Altbekannten hin. Die sehr umgrenzte Freiheit, die Adele Gerhard und Helene Simon, die Ellen Key und andere predigen, ist es, die wohl auch viele Sozialdemokratinnen heute meinen, wenn sie von Frauenbefreiung reden. Ellen Key und ihre Anhänger, zu denen sich nun auch Edmund Fischer zählt, betrachten Geisteskultur und Persönlichkeitsbewußtsein offenbar als etwas Festes, Teilbares, als ein Erkenntniselement, das man in bestimmten Dosen schlucken kann. Sie sehen nicht die lebensumgestaltende Kraft, die dem geistigen Wachsen innewohnt, und die fortdauernd Fesseln und Grenzen jeder Art, auch die der sozialen

Nützlichkeit und Bequemlichkeit für das Einzelindividuum zu sprengen droht. Sie dekretieren für das Weib der Zukunft erhöhte Geisteserziehung, Anteilnahme am sozialen und öffentlichen Leben, ästhetische Kultur, psychologische und pädagogische Durchbildung — und sie merken nicht, daß dies bedeutet: die Revolution im Frauenleben, die Revolution in der Ehe diktieren. Das hätte nun mit unserer Frage nichts zu tun, wenn es sich bei alledem nur um eine wirklichkeitsfremde Sehnsucht, um leere Wünsche einzelner reformbedürftiger Köpfe handelte. Das aber ist nicht der Fall. Die Forderung vertiefter Geistesbildung und individualisierender Erziehung des Weibes entsprang vielmehr, wie wir alle wissen, der sozialen Entwicklung; sie hat sich bereits heute für einen kleinen Teil des weiblichen Geschlechts durchgesetzt, und ihre Erfüllung für die große Mehrheit der Frauen ist — als Ausfluß des Gedankens gleicher Ausbildung — eine Konsequenz, mit der wir rechnen müssen. Dann aber heißt es für uns, die wahrscheinlichen Folgen dieser tiefreichenden Umgestaltung da aufzusuchen, wo sie schon heute faßbar sind: in der Ehe- und Liebesauffassung des modernen Menschen.

Wie mir nun scheinen will, können wir kaum im Zweifel darüber sein, daß diese Auffassung jener Begrenzung des weiblichen Freiheitsstrebens, den Wünschen nach einem Festhalten der Frauen innerhalb der Umschränkung des Familien- und Mutterschaftsideals offen Hohn spricht. Um es einmal recht schroff auszudrücken: Die Ehe als allgemein soziale Institution setzt geradezu das Gegenteil geistiger Individualisierung, sie setzt stärkstes Vorwiegen des rein geschlechtlich-erotischen Elementes im Weibe voraus. Denn nur, wo das vorhanden, kann der Frau jenes harmonische Sicheinschmiegen in die Lebensrichtung, in den Neigungs- und Anschauungskreis des Mannes gelingen, das ihr, wie dem Manne, dauerndes eheliches Glück verspricht. Das ist ganz und gar keine theoretische Behauptung, sondern es ist eine reine Abstraktion aus den Tatsachen des Lebens. Es hat einen tiefen, inneren Sinn, daß heute so häufig eine oft bittere, ja lebenshemmende Unbefriedigung dem Eheleben gerade groß und rein empfindender Naturen den Stempel aufdrückt, daß die Ehe nicht etwa nur dem Weibe, sondern mindestens ebenso sehr dem Manne von hoher geistiger und seelischer Sensibilität so häufig zur Schranke

freier und vollendeter Persönlichkeitsentfaltung wird. Und es ist kein Zufall, sondern der Ausdruck gleicher Ursachen und gleicher Geschehensverknüpfung, daß in den Perioden schrankenlosen Freiheitsstrebens und besonders hoher Persönlichkeitswertung, in der romantischen, wie in der vorrevolutionären französischen Philosophenepoche, sich genau die gleichen Gegenströmungen gegen die Ehe geltend machten, wie heute*). Nun sind allerdings die Verhältniszahlen der glücklichen und unglücklichen Ehen nicht gut durch Zählung oder statistische Aufnahmen festzustellen, und deshalb bleiben schließlich alle Behauptungen darüber denen gegenüber immer unbeweisbar, die die Dinge eben in anderem Lichte sehen. Gerade hier muß ja das Moment zur stärksten Geltung kommen, auf das ich vorhin hinwies: die Subjektivität jeder derartigen sozialpsychologischen Erfahrung. Einen klaren objektiven Gradmesser für die Wahrheit unserer Schlüsse besitzen wir aber dennoch: das ist der künstlerische, speziell der dichterische Ausdruck des Empfindungsinhalts unserer Zeit. Und es dürfte schwerlich von irgend jemandem bestritten werden, daß die Dichtung sämtlicher Kulturnationen sich niemals früher so tief mit der Analyse des Eheproblems beschäftigt und daß sie nie die Tragik des Ehelebens, seine hemmenden und zerstörenden Seiten so scharf und oft so ausschließend beleuchtet hat, wie heute. Und, was unsere anfängliche Behauptung ebenfalls stützt, auch in der Dichtung ist fast immer ein Auflehnen des erwachenden Individualitätsbewußtseins im Weibe oder aber ein feindliches Aufeinanderstoßen zweier nicht harmonisch abgestimmter Persönlichkeiten die tiefste Ursache der Unbefriedigung oder der inneren Leere in der Ehe. Das heißt also, in letzter Reihe wirkt die spezifisch moderne Entwicklung zunächst des Weibes und dann des Menschen überhaupt auflösend auf das eheliche Zusammenleben. Und die theoretische Überlegung kann nur bestätigen, was die Dichtung, wie die Erfahrung des modernen Lebens lehrt.

*) Dem hier naheliegenden Einwand gegenüber, daß es sich somit heute, wie in jenen Zeiten, nur um vorübergehende Geistesströmungen handeln könne, möchte ich darauf hinweisen, daß eben heute im Gegensatz zu damals solche Strömungen ihre eigentliche Grundlage in rein wirtschaftlichen Wandlungen finden und deshalb höchst wahrscheinlich zum Ausgangspunkt kommender tatsächlicher Umgestaltungen werden dürften.

Es klingt manchem höchst verlockend, wenn Fischer uns von der Traulichkeit des Heims erzählt, in dem Mann und Weib, umringt von Kindern, ein ideales Dasein führen. Die Wirklichkeit sieht — auch soweit nur das eheliche Verhältnis an sich, nicht etwa materielle und sonstige Not in Frage kommt — ganz anders aus. Die sogenannte „glückliche" Durchschnittsehe, selbst wo sie von keinem Sturm bedroht, von keinen besonderen Unglücksfällen des Lebens erschüttert wird, stellt eigentlich nichts weiter dar, als ein behaglich-ödes Philisterium, in dem nicht die erotische Leidenschaft allein, sondern auch die geistige und seelische Lebendigkeit, die Entwicklungs- und Wandlungskraft des Wesens langsam ertötet wird. Die sensitiven, immer neuer Lebensreize bedürftigen Naturen versuchen, der Alltäglichkeit und Gleichförmigkeit des Ehelebens durch versteckte oder offene Liebeständeleien und „Verirrungen" zu entrinnen, die auf seiten des freier gestellten Mannes als die beinahe selbstverständliche Ergänzung des Eheglückes zu gelten pflegen. Und der Mann findet zudem die stärkste Auslösung des geistigen Bewegungs- und Lebenstriebs in der Berufsarbeit, die, auch wo sie an sich langweilig und wenig anregend ist, schon dadurch befruchtend und auffrischend wirkt, daß sie Verkehr nach außen und mannigfaltige Beziehungen vermittelt. Durch den Beruf gleichen sich für den Mann zum größten Teil die Schädigungen des Ehe- und Familienlebens aus. Um so schärfer treten sie für die Frau hervor. Nach einigen Jahren der Ehe finden wir häufig genug selbst ursprünglich bewegliche, lebhaft empfindende Frauennaturen stumpf und gleichgültig geworden, das träumerisch-sehnsüchtige Wesen des Mädchens in banalste Alltäglichkeit, in echtesten Hausfrauengeist verkehrt. Ja, geistige Interesselosigkeit, Beschränktheit und Enge der Auffassung, Mangel an jedem Persönlichkeitsbewußtsein sind beinahe das Charakteristikum der etwas älteren Ehefrau, ein Resultat, das nicht gerade zeugt für die tiefbeglückende Wirkung des Familienlebens. Oder — von dem problematischen Begriff des „Glückes" einmal völlig abgesehen — das jedenfalls nicht zeugt für die Kraft des Ehelebens, die wertvolleren, individuellen Eigenschaften im Weibe auszulösen, es in seiner menschlichen Persönlichkeit zu heben und zu fördern. Im Augenblick, wo wir nun umgekehrt eine starke Steigerung geistig-seelischer Ausbildung, persönlichen Wert- und Freiheitsempfindens, eine Er-

höhung auch aller denkbaren, seelisch-sinnlichen Entwicklungsmöglichkeiten für das Weib voraussetzen — welche Wirkung auf die zukünftige Gestaltung der Ehe müssen wir da erwarten? Offenbar eine auflösende oder mindestens eine ihren Tendenzen nach langsam zersetzende. Die Versimpelung und Abstumpfung des Frauengeistes durch das Ehe- und Familienleben erklärt sich hauptsächlich aus zwei Momenten: dem Mangel an Konzentration der geistigen und Lebensenergieen in einer Tätigkeit, die ihre Anregung immer nur aus sich selber saugt, sich niemals nach außen in Geltung setzt, niemals der anfeuernden Kontrolle Fernerstehender unterliegt, und dem allmählichen Verdorren der Keime zu eigner Anschauungs- und Daseinsgestaltung durch das notwendige Sicheinfügen in den Lebens- und Ideenkreis des Mannes. Die geistig reife Frau wird sich naturgemäß diesen beiden Momenten gegenüber aktiv abwehrend verhalten. Selbst abgesehen von allen technisch-wirtschaftlichen Gesichtspunkten, die, wie Oda Olberg sehr richtig bemerkt, in einer sozialistischen Gesellschaft die maßlose Vergeudung von Arbeitskraft durch eine Beschränkung der Frauenarbeit auf hauswirtschaftliche Einzelbetriebe ausgeschlossen erscheinen lassen, ist auch diese Art der Betätigung für die Mehrzahl der Frauen nur möglich, solange das weibliche Geschlecht fast mit Bewußtsein zu stumpfem Hindämmern, zu einem mechanisch vegetierenden Leben erzogen wird. Jedem lebendigeren Geist und jedem energisch zielbewußten Schaffenstrieb wird die reine Hausfrauentätigkeit, wie sie die Einzelwirtschaft erheischt, als ein plan- und kraftloses, unmethodisches Arbeiten erscheinen; auf jeden lebendigeren Geist wird sie deshalb lähmend und entnervend wirken. Und wenn Fischer all dies auch zehnmal wieder als „Damenbetrachtungen und Damenauffassung" charakterisieren sollte, und wenn er behauptet, es sei angenehmer für das Weib, die eigene Wirtschaft zu besorgen, als zum Beispiel stundenlang die ertötende Arbeit an einer Maschine zu leisten, so verkennt er zunächst vollständig die Erhöhung des Selbstbewußtseins, die jede planvolle Tätigkeit in einem Beruf mit sich bringt, sei dieser, welcher er immer wolle, und ferner kann man auch die rein mechanische Berufsarbeit in einer höheren Wirtschaftsform nicht ohne weiteres mit der heutigen Art der Fabrikarbeit in Parallele stellen.

Was nun jenes zweite der weiblichen Entwickelung ungünstige Moment des Ehelebens betrifft, den starken Zwang geistiger

Unterordnung unter den Mann, so ist einzusehen, daß hier für das individueller entwickelte Weib die mannigfaltigsten Keime für neue Konflikte und Kämpfe in der Ehe liegen. Wo zwei Individualitäten oder auch nur zwei Menschen mit selbständigen Ideen, Neigungen und Wünschen sich gegenüberstehen, wo nicht mehr dem Manne allein, sondern auch dem Weibe die tausend Reize und Erfahrungen des Daseins fordernd, lockend, umbildend nahetreten, da sind unendlich zahlreichere Wahrscheinlichkeiten gegeben, sich auseinanderzuleben, sich innerlich zu entfremden und abzustoßen, als heute. Nun gibt es auch heute schon eine große Zahl von Fällen, wo zwei Gatten einander fremd geworden sind auf Grund innerer Wesensverschiedenheiten, die erst allmählich mit der langsam wachsenden Lebensreife zu Tage traten. Heute wird oft genug nach außen eine solche Ehe aufrechterhalten, während nicht das leiseste persönliche Band mehr Mann und Frau vereinen; ja, es bleibt nicht allzu selten selbst da noch die Ehe bestehen, wo Sympathie und Liebe sich nicht nur in Gleichgültigkeit, sondern in versteckteren oder offeneren Haß gewandelt haben. Daß derartige Empfindungsumschläge tatsächlich möglich sind — und durchaus nicht nur als Ausnahmeerscheinungen — weiß jeder Beobachter des Lebens. Wenn trotz alledem die höchste Gleichgültigkeit, wenn selbst der Haß nicht immer die Ehe zur Lösung treibt, wenn so häufig zwei Menschen, die einmal aneinandergeschmiedet sind, lieber alles Gütige und Zarte, alle Fülle und Freudigkeit des Daseins dahingeben, ehe sie auseinandergehen, so liegt die Ursache zumeist in der Rücksicht auf die Kinder und in der Angst der Frauen vor einer Trennung, die sie nicht nur des materiellen, sondern zugleich des geistigen Haltes völlig beraubt. Die Frau in einer höher entwickelten, geschweige denn in einer sozialistischen Zukunft wird — das dürfte nur Fischer überhaupt in Zweifel ziehen — in Zeiten, da die Mutterschaft sie bindet, durch die Gesellschaft wirtschaftlich sichergestellt sein, und die Erziehung zu persönlich-geistiger Selbständigkeit wird die Schrecken des Gedankens an ein Alleinstehen für sie, zum Teil wenigstens, vernichten. Dazu kommen die Lockungen der Freiheit, die dem jugendlich-heißblütigen Weibe genau so gefährlich werden dürften, wie sie es dem Manne werden. Nicht gerade nur im grobsinnlichen Sinne, sondern mindestens so sehr durch die seelischen Beziehungen, die sich in der vollen Ungebundenheit des Miteinanderlernens und

-strebens sehr bald in hundert Formen knüpfen, und denen der leis erotische Schimmer, der sie so leicht umspielt, wo Mann und Weib in Frage kommen, nur um so mehr immer neuen und immer wechselnden Reiz verleihen werden. Denn das Sehnen nach dem Wechselvollen und Neuen, nach neuem Suchen und Finden liegt in der Natur mindestens der meisten jungen Menschen; es wird für uns nur gehindert und zurückgehalten durch die harten Schranken des gesellschaftlichen Zwanges. Da dieser Zwang für die Mehrzahl der Frauen durch die hemmendste wirtschaftliche und geistige Abhängigkeit vom Mann bestand, solange wir überhaupt von Kulturzuständen sprechen können, vermag vielleicht heute niemand, auch nur annähernd die volle Größe der Umwandlung vorauszusehen, die mit wirklicher Freiheit des Weibes in den Beziehungen der Geschlechter eintreten dürfte. Ganz einwandfrei aber scheint mir der Schluß, daß die wirtschaftlich-geistige Fortentwicklung des weiblichen Geschlechts, soweit wir sie jetzt schon als Tatsache betrachten können, die Ehe als solche nach den verschiedensten Seiten hin bedroht.

Bei alledem handelt es sich begreiflicherweise gar nicht so sehr darum, daß etwa in der Zukunft durch bessere Schulbildung und dahin gerichtete Erziehung sämtliche Frauen zu geistig selbständigen Menschen werden müßten, als vielmehr um die Wesensänderungen, die sich durch wirtschaftliche Wandlungen heute schon in breiten Schichten des weiblichen Geschlechts vollziehen, das heißt im wesentlichen um den Einfluß der äußeren Lebensselbständigkeit, die gewollt oder ungewollt auch die innere entwickelt. Denn nicht von einer bestimmten Höhe geistiger Individualisierung spreche ich hier, sondern nur von dem Durchschnittsmaße des Persönlichkeitsbewußtseins, das jeder normalgebildete Mann besitzt, weil die Selbstbestimmung seiner Lebensführung im Verein mit einem gewissen Höhegrad geistiger Ausbildung es mit Notwendigkeit auslöst.

Schließlich muß ich in bezug auf die Zukunft der Ehe noch ein Moment erwähnen, das jedenfalls verstärkend nach der gleichen Richtung wirkt: Ich meine die gesamte Geistesentwicklung des modernen Menschen, die an sich schon auf erhöhte Individualisierung, auf ein Zurückschieben des Typischen gegenüber dem spezifisch Persönlichen, auf Veredlung und Verfeinerung auch der Glücks- und Liebesinstinkte gerichtet ist. Und die diesem Ziele immer weiter entgegentreiben dürfte, je stärker

die Triebkräfte fortschreitender Sozialisierung den Kreis der Menschen dehnen müssen, für die die notwendigen Vorbedingungen irgendeiner Persönlichkeitsentfaltung überhaupt bestehen. Auch diese Gefühlstendenzen, die ich, wie manches andere, hier nur andeutend erwähnen kann, sind im allgemeinen so wenig umstritten, daß sie von Andersdenkenden gerade als ein Hauptargument zugunsten einer Veredlung und damit des Fortbestandes unserer Eheform in der Zukunft verwertet werden. Alles, was sich gegen die Ehe, gegen ihre traurigen und entwürdigenden Seiten sagen läßt — das wird nämlich vielfach jeder Kritik der Ehe entgegengehalten — trifft höchstens deren augenblickliche Gestalt, die heutige Durchschnittsehe, die in der Bourgeoisie aus mannigfachen Motiven, nur nicht denen wahrer seelischer Gemeinschaft, geschlossen zu werden pflegt, und der im Proletariat alle Bedingungen feinerer und geistigerer Ausgestaltung fehlen. Aber es kann niemals gelten für die Ehe der Zukunft, für eine ideale Lebensverbindung zweier Menschen, die — materiellem und sozialem Druck enthoben — durch die Liebe und zugleich durch tiefe persönliche Sympathie des Geistes und der Seele zusammengeführt werden. Je individueller und reicher die Menschen, je reifer und selbständiger besonders das weibliche Geschlecht sich entfaltet, desto persönlicher und edler, desto fester und unlöslicher aber auch wird das eheliche Bündnis.

Ich kann demgegenüber nur betonen, daß es meiner Anschauung nach die Gesetze menschlichen Fühlens und Werdens, die Variabilität der Empfindungen und die Entwicklungsfähigkeit des Geistes völlig verkennen heißt, wenn man für den Durchschnitt der Fälle die lebenslängliche Dauer in der Jugend geschlossener Liebesbündnisse annimmt. Eine lebenslängliche Dauer auf immer gleicher Empfindungshöhe und in immer gleichem Glücksbewußtsein. Ganz sicherlich finden sich so wunderbar aufeinander gestimmte Naturen auch in unserer Welt zuweilen durch eine leidenschaftliche und nie welkende Liebe gebunden; ganz sicher bedeutet auch jetzt schon für eine kleine Zahl spezifisch organisierter Menschen die Ehe selbst auf weit geringerer seelischer Höhe das Beste ihres Lebens, den innigruhigen persönlichen Daseinsbesitz. Wo zwei so empfindende Naturen ein reines Glück in einer Lebens- und Liebesgemeinschaft einmal gefunden haben, da würden sie es gewiß, auch wenn die Eheform als solche einst verschwinden sollte, als ein

unwiederbringliches Gut ihr Leben lang zu wahren suchen, und ebenso, wie heute, würden sie dann vielleicht mit Recht als die Auserwählten des Geschickes gelten. Denn allerdings ruht in unserem innersten Wesen im Gegensatz zu jenem oben erwähnten Erregungsbedürfnis auch die Sehnsucht nach Einheitlichkeit und Ganzheit in der Liebe als bestimmte Ausdrucksform unseres Strebens nach einem sicheren, ruhebringenden Ankerpunkt des Daseins. Aber uns interessiert hier nicht der Traum des Glückes, der für die meisten eben ewig entschwebender Traum bleibt, noch das Ausnahmelos einiger Wenigen: uns interessiert vielmehr einzig die Tendenz und der wahrscheinliche Gang der Entwicklung für die Mehrzahl der Menschen. Und da scheinen mir — mag das nun unserem Wünschen und Wollen entsprechen oder widerstreben — auch die rein psychologisch-geistigen Bestimmungsmomente für eine langsame Auflösung der Ehe die stärkeren und überwiegenden.

Selbstverständlich können sich solche Wandlungen niemals in plötzlicher oder sprunghafter Entwicklung, sondern stets nur in allmählichem, scheinbar regellosem, vielleicht oft unterbrochenem Wachstum vollziehen. Liegt aber der endliche Zielpunkt der Bewegung wirklich dort, wo ich ihn sehe, so fällt die ganze Argumentation für und wider die Beschäftigung des Weibes im Einzelhaushalt oder im öffentlichen Berufsleben in sich zusammen. Denn mit der Auflösung der Einzelfamilie erwächst für die Frau die zwingende Notwendigkeit, ihr Dasein durch die Ausübung einer Berufstätigkeit enger mit dem Leben der Gesamtheit zu verknüpfen, durch ihre Arbeit Äquivalentwerte für die Gesellschaft zu schaffen, von der sie dann weit unmittelbarer abhängt und Werte empfängt. Auch die Notwendigkeit, ihrem Leben einen ernsten Inhalt zu geben, wo sie nicht durch Kinderpflege und Erziehungsarbeit in Anspruch genommen ist. Wie sich freilich das Dasein des Weibes gestaltet, wo seine Mutterpflicht es ruft, wo die Störungen der Schwangerschaft, die Ernährung und Pflege des kleinen, die Erziehung des heranwachsenden Kindes fordernd und hemmend in das Berufsleben greifen: diesen Kernpunkt habe ich trotz seiner wesentlichen Bedeutung in diesem Zusammenhang absichtlich unberücksichtigt gelassen, um die Untersuchung nicht zu komplizieren. Die Mutterschaftsfrage ist ein Problem für sich; ich werde mich damit besonders zu beschäftigen haben.

Das Mutterschaftsproblem.

Von Wally Zepler.

Aus allen Diskussionen über das Frauenproblem in Gegenwart und Zukunft schälte sich uns als innerster Kern immer reiner die Frage heraus: Wie weit vermag sich die Mutterschaft mit der Berufsarbeit des Weibes zu verschmelzen? Ist die gesellschaftliche Stellung der Frau wie deren Widerspiegelung in den Beziehungen der Geschlechter in jeder anderen Hinsicht vorwiegend sozial bedingt und deshalb in Epochen heftiger wirtschaftlicher Umwälzungen, wie der unseren, starken Wandlungen unterworfen, so bleibt dagegen rein naturgeschaffen und somit anscheinend unwandelbar eine tiefe Gebundenheit des Weibes durch die Mutterschaft.

Hier muß man nun — meiner Anschauung nach — von vornherein einräumen, daß die Perioden jeder Schwangerschaft und der Pflege des Kindes bis zum zweiten oder dritten Lebensjahre einer eigentlichen Berufsarbeit der Frau in weitesten Grenzen verloren gehen müssen. In weitesten Grenzen, wenn auch nicht absolut. Von entscheidender Bedeutung ist zunächst die Art der beruflichen Tätigkeit. Liegt sie auf geistigem, wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete, so brauchten die weiblichen Kräfte auch während dieser Jahre mindestens nicht völlig brach zu liegen. Hier wäre eine gewisse Anpassung an die umgrenzte und unregelmäßige Arbeitszeit, wie an die schwächere physische Leistungskraft wohl möglich. Die Künstlerin, die Journalistin, die Lehrerin könnte in eingeschränktem Maße innerhalb der eignen Häuslichkeit auch in diesen Zeiten ihre Tätigkeit üben; die praktisch wissenschaftliche Arbeiterin dürfte jene Perioden beruflicher Muße zur Vertiefung und Erweiterung ihrer Studien, zur geistigen Sammlung nutzen. Immerhin bliebe dies alles — darüber müssen wir uns durchaus klar sein — nur Kompromiß. Für jeden an Arbeitskraft nicht mehr als durchschnittsbegabten Menschen wird eine starke Kraftausgabe nach einer Richtung hin, wie sie die Mutterschaft

darstellt, notwendig einen Ausgleich nach anderen Seiten suchen, das heißt die sonstige Schaffensmöglichkeit verringern.

In jeder nichtsozialistischen Gesellschaft scheitert die soziale Befreiung der Frau unweigerlich an diesem Punkte, der sie dem Manne gegenüber konkurrenzunfähig erscheinen läßt. Wo dagegen die Mutterschaft als soziale Leistung bewertet wird, liegt für das Weib, rein materiell betrachtet, hier gar kein Problem*). Wohl aber bestände nach wie vor ein solches Problem für das Einzelindividuum vom geistig-psychologischen ebenso, wie für die Gesamtgesellschaft vom soziologischen Standpunkt. Denn hier erwächst naturgemäß die Frage nach dem Einschlag der Frauenarbeit in das Totalgewebe menschlicher Kultur.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Lösung dieser Frage sehr abhängig ist von unseren Anschauungen über die mutmaßliche Steigerung oder Minderung der durchschnittlichen Kinderzahl unter dem Zusammenwirken der so vielfach gewandelten Lebensbedingungen des modernen Weibes. Ich muß es mir versagen, hier näher auf das Problem des Neomalthusianismus einzugehen, den ich allerdings in irgend einer Form für die unabwendbare Konsequenz sowohl jeder sozialistischen Gesellschaftsorganisation, wie jeder vollen Persönlichkeitsentfaltung des Weibes halte; indes, auch ohnedies wird die Mehrzahl der Sozialisten, wie der modernen Frauen aus den verschiedensten Gründen meiner Ansicht zuneigen, daß die durchschnittliche Zahl der Mutterschaften in der Zukunft keine allzu hohe sein dürfte. Zu dieser Annahme berechtigt — ganz abgesehen von aller Theorie — die einfache Lebenserfahrung, die fast überall mit einer Erhöhung des individuellen und sozialen Kulturniveaus der Frauen eine starke Verringerung der Kinderzahl aufweist.**)

---

*) Die dringende Notwendigkeit, das Weib durch gesellschaftliches Eingreifen während der Zeit der Mutterschaft in seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit zu schützen, hat folgerichtig auch heute schon zu der — in Deutschland zuerst von Henriette Fürth propagierten — allmählich immer dringender erhobenen Forderung einer staatlichen Mutterschaftsversicherung geführt.

**) Gewiß spielen dabei heute vielfach rein materielle Gründe, das heißt die Sorge um die Erziehung und spätere Existenz der Kinder mit; daneben aber unbestreitbar sowohl biologische, wie psychologische Tendenzen, die in engem Zusammenhang mit der geistigen Entwickelung des Weibes stehen.

Ausgehend von dieser Grundlage, können wir wohl ohne allzugroße Willkür eine Zeit von etwa 10 bis 12 Jahren als die durchschnittliche Gesamtdauer derjenigen Lebensepoche des Weibes voraussetzen, die vorwiegend oder ausschließlich von der Mutterschaft erfüllt sein dürfte. Im Verhältnis zu der voll leistungskräftigen Periode des ganzen Menschenlebens scheint dieser Abzug nicht allzu hoch. Aber es ist dabei zu berücksichtigen, daß es sich gerade um diejenigen Jahre handelt, in denen körperlich und geistig der Mensch in reifster Kraft und Fülle steht, die deshalb für sein Schaffen und Streben wahrscheinlich die reichsten Früchte tragen. Für den Wert und die Höhe der weiblichen Leistungen auf rein geistigen Gebieten scheint dadurch die Mutterschaft bis zu gewissem Grade ein nie zu besiegendes Minderungsmoment. Unabwendbar ist damit die Schlußfolgerung gegeben, daß schon aus dieser Ursache heraus im Vergleich zur Qualität männlichen Schaffens auf völlig gleichem Felde die Frauenarbeit niemals die volle Ebenbürtigkeit erlangen dürfte. Dieser für die Frauen recht traurigen Erkenntnis steht aber einschränkend eine andere Erwägung entgegen.

Je weiter die Frauenarbeit unsere geistige Kultur durchdringt, je tiefer sie in Praxis und Wissenschaft ihre Furchen zieht, desto klarer beginnen wir die intimen Wesensverschiedenheiten männlichen und weiblichen Wirkens zu begreifen. Desto klarer erkennen wir, daß Männer- und Frauendenken, wie Männer- und Frauenarbeit nicht ohne weiteres an einander meßbar sind, daß vielmehr die Bedeutung der Mitwirkung des Frauengeistes an dem Anschauungs- und Erkenntnisbesitz der Menschheit gerade auf dessen spezifischer Eigenart beruht. Heute vermöchten wir allerdings nur sehr andeutungsweise diese Besonderheiten herauszuschälen, den Kern der geistigen Geschlechtscharaktere aus dem historisch Gewordenen zu lösen; mit der immer freieren geistigen Entfaltung des Weibes jedoch werden die geistigen Triebe von selbst immer stärker in die ihnen wesensgemäßen Bahnen drängen und damit die der weiblichen Natur hervorragend angepaßten geistigen Lebensformen mehr und mehr herausentwickeln. Für unser gegenwärtiges Problem bedeutet dies: Trotz der Hemmungen der vollen Kraftentfaltung, die mit der Mutterschaft für die Frau gegeben sind und ewig gegeben sein werden, kann kraft der Besonderheit des weiblichen Wesens und Denkens die allgemeine Mitarbeit

der Frau an der Menschheitskultur der Gesellschaft dennoch eine bisher nicht geahnte Fülle fruchttragender Entwicklungskeime bringen.

Rein individuell betrachtet, bleibt dagegen eine starke Herabminderung der persönlichen Leistungsfähigkeit durch die Mutterschaft bestehen, eine Herabminderung, die umso intensiver hervortreten muß, je mehr geistige Elemente der Beruf in sich schließt. Für die große Mehrzahl aller Fälle indessen, in denen die Berufsarbeit eine mehr oder minder rein physische bleibt, kann — wenn die nötige Fertigkeit vorher einmal erlangt ist — auch eine längere Unterbrechung kaum eine allzu schwere berufliche Störung darstellen. Soweit also nur die Schwangerschaft und die Pflege des Kindes in den allerersten Lebensjahren in Betracht kommen, werden zwar vielfach neue Anpassungsformen der weiblichen Arbeit an die Mutterschaftsforderungen entwickelt werden müssen: die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit allgemeiner beruflicher Tätigkeit der Frau aber ist dadurch kaum gehemmt. Absolut entscheidend für das Frauenberufsproblem sind dagegen unsere Anschauungen über die weitere Erziehungsgestaltung, das heißt die Frage, ob — wie so vielfach behauptet wird — die Mutter nicht in der Tat die unersetzliche, gleichsam von der Natur bestellte Pflegerin und Erzieherin des Kindes auch nach dessen allerersten Lebensjahren bleibt. Mit der Beantwortung dieser Frage im bejahenden oder verneinenden Sinne fällt oder steht naturgemäß das Berufsproblem der Frau.

An diesem Punkte verläßt nun notgedrungen unsre Untersuchung ihren bisherigen Weg und wendet sich nach einer anderen Seite. Denn die Richtungslinien zukünftiger Jugenderziehung werden nicht bestimmt durch die schwankenden, sentimental-ethischen Wünsche der Menschen von heute; sie werden nicht bestimmt durch individuelle Gefühle, wie etwa die Sehnsucht der Mutter nach einem dauernden Zusammensein mit ihren Kindern; sie sind vielmehr einzig gegeben durch die allgemeinen sozialen Triebkräfte, die sich in unseren Erziehungsidealen und -forderungen, wie in allen anderen Kulturideen bewußten Ausdruck schaffen. Das heißt: das Ausschlaggebende ist hier nicht das Interesse der Frauen, sondern das der Kinder. Das Interesse der Kinder, das sich ergibt und emporwächst aus dem modernen Ideal des Menschentums, aus dem allgemeinen

sozialen Ideal. Es gilt also, den Anfängen einer wirklich modernen Erziehungslehre nachzuspüren, die herausgeboren ist aus den Entwicklungsbedürfnissen der reifenden höheren Organisationsform der menschlichen Gesellschaft.

So wenig in ihren Einzelzügen ausgestaltet diese Erziehungslehre der Zukunft heute ist; so himmelweit entfernt von der erstrebten freien und harmonischen Ausbildung menschlicher Fähigkeiten der traurig-öde, einseitig formale Schuldrill erscheinen muß, wie er gegenwärtig das kindliche Leben noch völlig beherrscht: in verstreuten Keimen, in vereinzelten leisen Versuchen, in der Sehnsucht und der Erkenntnis der fortgeschrittensten pädagogischen Denker bergen sich dennoch auch heute schon die Linien jener einstigen Jugendbildung. Ihr Grundprinzip läßt sich kurz in dem Begriff einer „Sozialpädagogik" zusammenfassen, das heißt der hervorragenden Entwicklung der sozialen Triebe im Menschen, wie sie einer bewußt durchgeführten sozialistischen Gesellschaftsorganisation allein angepaßt wären. Ohne die systematische Entfaltung der Gemeinsamkeitsinstinkte in den heranwachsenden Generationen, ohne eine stete, von früher Jugend an geübte Stärkung physischer Kraft und Arbeitsfähigkeit erscheint eine Neuorganisation des Wirtschaftslebens der Menschheit von vornherein ausgeschlossen. Eduard David sagt darüber treffend: „Als Zukunftsideal ließe sich die allgemeine Errichtung von Erziehungsanstalten denken, die allen Kindern eine genügende Ausbildung in der landwirtschaftlichen Arbeit mit auf den Lebensweg geben. Wir meinen Anstalten, wie sie Rousseau, Fichte, Goethe und anderen pädagogischen Idealisten vorgeschwebt haben, Erziehungsheime, die auf der Grundlage eines landwirtschaftlichen Betriebes aufgebaut sind, der von den Schülern selbst bewirtschaftet wird . . . . Dazu muß eine Umgestaltung des Lehrstoffs und der Lehrmethode treten. Die Entwicklung der Sinne, der Beobachtungsgabe und der Arbeitskraft durch Arbeit an den konkreten Dingen muß den Ausgangspunkt bilden. In Schulgärten und Werksälen, auf Wanderungen durch die Natur und die Produktionswerkstätten der Menschen muß das Naturleben und die Kulturarbeit zur unmittelbaren Anschauung kommen, und diese mit den Sinnen wahrgenommene, in ihren konkreten Verhältnissen aktiv erfaßte Erfahrungswelt muß den Lehrstoff bilden, aus dem die

allgemeinen, abstrakten Einsichten in die Zusammenhänge des Natur- und Kulturlebens zu finden sind. Alles Wissen und alles Können, das dem Kinde beigebracht wird, muß in deutlich erkennbarer Beziehung zum eigenen Leben und zum Leben der Gesamtheit stehen."*) Es könnte scheinen, als läge hier eine Umbildung rein pädagogischer Prinzipien nach der willkürlichen Idee hin vor, die menschlichen Fähigkeiten möglichst den Forderungen des Sozialismus anzupassen, die unter Umständen mit der Höchstentfaltung der individuellen Menschenpersönlichkeit nicht zusammenzufallen brauchten. Das heißt, man könnte annehmen, dieses sozialistische Erziehungsideal müsse nicht unbedingt aufgehen in dem menschlich höchsten Kulturideal.

Das ist gleichwohl der Fall. Wie David schon in der angeführten Stelle bemerkt, forderten bereits Rousseau, Fichte, Goethe, es forderte vor allem der Reorganisator der modernen Pädagogik, Pestalozzi, allgemeine Erziehung auf Grundlage produktiver Arbeit, während gewiß an solchen pädagogischen Idealideen der Gedanke an eine sozialistische Menschheitszukunft keinerlei Anteil hatte. Es muß also die Entwicklung des Ideals moderner Menschenpersönlichkeit an sich auf die Arbeitstüchtigkeit als Basis der geistigen Fähigkeiten und andererseits auf Versinnlichung der Erkenntnis, auf ein Ausgehen des Denkens und Wissens aus Anschauungselementen hinweisen. Daß hier auf anscheinend so merkwürdige Art der Ideengehalt fortgeschrittener Pädagogik mit den Erfordernissen einer sozialistischen Erziehungslehre übereinstimmt, darf man wohl als eine interessante Bestätigung der materialistischen Anschauungsweise betrachten, nach der auch die ethischen und intellektuellen Bewußtseinsformen des Menschengeistes ihre verborgenen Wurzeln in wirtschaftlichen Notwendigkeiten haben. Wie immer man aber auch darüber denken mag: die Richtung aller zukünftigen Erziehung liegt uns in ihren Hauptzügen deutlich vorgezeichnet.

Unser heutiges Lehr- und Drillsystem ragt als ein dürrer, in seinen Lebenswurzeln längst angefaulter Stamm — als Über-

---

*) Vergl. Eduard David: „Sozialismus und Landwirtschaft", I. Bd. (Berlin 1903), pag. 289—290. Allerdings möchte ich damit nicht ohne weiteres der speziellen Forderung Davids zustimmen, „allen Kindern eine genügende Ausbildung in der landwirtschaftlichen Arbeit mit auf den Lebensweg zu geben", eine Forderung, die ja im engsten Zusammenhang mit Davids Gesamtanschauungen in der Landwirtschaftsfrage steht.

bleibsel einstigen humanistischen Fachgelehrtentums — auf dem von neuen Samen schwellenden Boden einer neuen Zeit. Und der armselig dürftige Gedächtniskram der sogenannten „Volksschule" ist nichts weiter, als ein Reis von diesem selben Stamm. Zusammenhanglos und ohne organische Verbindung mit dem Leben des Volkes, wie mit modernem Geistesleben, erscheint diese ganze in lauter Buchstaben ertrinkende Schulweisheit wie ein Hohn auf Vernunft und Menschentum, ein Hohn auf sozialen und kulturellen Fortschritt. Daß sie tatsächlich noch immer besteht und Generation auf Generation jugendfrischer Menschengeister langsam unter ihrem Mühlstein zermürbt, geschieht nicht, weil sie irgend ein Denkender noch billigt, sondern weil es auch zu ihrer Zerstörung erst des wachsenden Machteinflusses des Sozialismus, des Trägers alles sozialen Neuwerdens, bedürfen wird. Darüber aber, was Erziehung im Sinne des modernen Menschen bedeuten sollte, sind wir uns alle klar.

Jedem, der überhaupt einmal versucht, die Seele des Kindes zu studieren, der Art seines Denkens, seinem inneren Leben nachzugehen, jedem, der je Kinder beobachtet hat, ihren Bewegungs- und Betätigungsdrang, ihre natürliche Neigung zu konkretem Sehen, zum Anschauen von Tier- und Pflanzenleben, zum Aufgehen in der Natur, drängt sich immer von neuem der krasse Widersinn unserer Erziehungsmethode, die ganze Unnatur des Lebens der Jugend in Schul- und Häusermauern auf. Ich schweige völlig von der Volksschule, wie von dem unsäglich traurigen Dasein städtischer Proletarierkinder in engen Stuben und schmutzigen, sonnenlosen Gassen. Ich spreche nur von den Kindern der Besitzenden, mit deren sogenannter „Erziehung" in Worten und Theorien gerade jetzt beinahe ein Kultus getrieben wird. Wie sieht diese Erziehung aber in praxi aus! Welche Sinnlosigkeit liegt in dem nie endenden Lernzwang, dem ewig unfreien, einseitig überhasteten, naturentfremdeten Aufwachsen der Kinder in den Städten! Das ist nicht Entfaltung; es ist fortgesetzte Unterdrückung aller physischen und geistigen Lebenstriebe. Wie anders wäre das Bild einer organisch aufbauenden Erziehung! Wo der kindliche Geist nur mit Zwang und Widerwillen verstandesmäßiges Wissen, blutleere Formeln und Abstraktionen in sich aufnimmt, wo der jugendliche Körper nur unter stetem Widerstreben Jahr um Jahr auf der Schulbank

festgehalten werden kann, da würde aus den tausend Beobachtungen draußen in freier Natur, in Wald und Feld, der natürliche Erkenntnisdrang immer neue Nahrung saugen, der Geist sich Wissens- und Anschauungsformen in eigener organischer Tätigkeit angliedern; da könnte selbständiges geistiges Leben und individuelle Begabung zu ihrem Rechte kommen, und das Lernen würde wieder zu einem schrittweisen, sokratischen Selbstentwickeln. Und wie die Geisteskräfte, so würden Muskeln und Nerven sich draußen in gesunder Arbeit, in Wind und Wetter, stählen, der Jugend in fröhlichem Wettkampf auch physische Tüchtigkeit, vor allem aber Ehrfurcht vor der Arbeit und das Bewußtsein der Arbeitsverpflichtung erwachsen.

Um sich den Zielen einer solchen Sozialerziehung zu nähern, um nicht zu lehren, sondern, der Selbstentwicklung nachgehend, langsam zu bilden, dazu bedürfte es aber eines weitgehenden Erziehungseinflusses hervorragender Lehrerpersönlichkeiten, dazu bedürfte es der Zeit, um Arbeit und Unterricht, Sport und Wanderungen zu vereinen, dazu bedürfte es vor allem des Miteinanderlebens der Jugend, des Aufgehens in einem zusammenhängenden sozialen Organismus. Das heißt also: dies alles forderte einen Erziehungsplan, der das Leben des heranwachsenden Kindes in weit ausgedehnterem Maße beherrscht und erfüllt, als unsere heutige Schule, der damit den Zentralpunkt des Kindeslebens aus dem elterlichen Hause hinaus in den großen Kreis der Jugendgenossen verlegt.

Und damit sind wir zu unserm eigentlichen Ausgangspunkt zurückgelangt.

Allerdings bedeutet all das noch nicht die Notwendigkeit oder auch nur Wahrscheinlichkeit einer völligen Trennung des heranwachsenden Kindes von der Mutter. Immer noch könnte ein Teil des Tages, insbesondere die Abend- und Ruhestunden, die einzelnen wieder in die mütterliche Häuslichkeit führen. Immer noch könnte unter den mannigfachsten Formen den Eltern Anteilnahme und Einfluß an der Erziehung gesichert sein, so daß dennoch ein dauerndes und inniges Zusammenleben Eltern und Kinder vereinte. Aber es ist klar — und das ist der springende Punkt für unser Problem —: ein so weit gedehnter Beschäftigungskreis der Jugend in öffentlichen Erziehungsheimen, wie wir ihn als Grundlage der Zukunftserziehung an-

nehmen, müßte der Mutter rein zeitlich außerordentlich viel von ihrem Wirkungskreis entziehen und einen bedeutenden Teil ihrer Kraft für eine berufliche Tätigkeit freisetzen.

Nun ist allerdings dieses Endresultat, wie unsere ganze Beweisführung, hinfällig für den, der an die hier vorausgesetzte Entwicklungsrichtung der pädagogischen Anschauungen nicht glaubt. Vor allem werden die Fanatiker der mütterlichen Erziehung uns sofort entgegenhalten, daß kein noch so großer Fortschritt der pädagogischen Methoden, keine Steigerung der physischen Kräfte des Kindes, ja selbst keine Erhöhung seiner Freiheit und Ungebundenheit je imstande sein können, das Wirken der Mutter, ihr Eingehen auf die kindliche Seele und Eigenart, zu ersetzen. Sie werden zum hundertsten Male behaupten, daß dennoch das beste Jugendglück der Kinder ertötet, ihre seelische Entwicklung gehemmt werden muß, sobald man ihnen die stete, liebevoll sorgende Gegenwart der Mutter entzieht. Steht man auf diesem Standpunkt, glaubt man durchaus an die unfehlbare pädagogische Weisheit jeder Mutter, an die naturgeborene Vollendung ihrer psychologischen Fähigkeiten, sobald sie im Dienste des eigenen Kindes stehen — dann allerdings muß notwendig auch die gesellschaftliche Schätzung der Frauenberufsarbeit eine andere sein. Dann wird keine sonstige Tätigkeit des Weibes — und schüfe sie für die Gesellschaft noch so hohe Werte — an sozialer Bedeutung der mütterlichen Erziehungsaufgabe zu gleichen scheinen. Dann wäre folgerichtig auch zu wünschen, daß selbst nach Aufhebung der Einzelehe als der alleinigen Grundform des Gesellschaftsbaues der Hauptberuf jeder Frau während der längsten Periode ihres Lebens die Pflege und Erziehung ihrer Kinder bliebe, und zwar natürlich als eine jeder andern gleich gewertete und gleich entlohnte Leistung.

In dieser Frage steht sich nun Anschauung und Anschauung gegenüber, ohne daß es im Grunde irgend ein Mittel gäbe, sie anders, als durch spekulative Betrachtungen zu klären. Denn hier ist es tatsächlich noch weit schwieriger, als bei rein wirtschaftlichen Gebilden, unanfechtbare Erfahrungsresultate aus den schon bestehenden Keimbildungen für spätere Organisationsformen zu gewinnen. Deshalb schwieriger, weil hier mehr noch, als dort, solchen Keimbildungen gesunde Entfaltungsmöglichkeiten mangeln, und die ihrem Organisationsprinzip feindliche Umwelt ihre Wirkungskraft von allen Seiten lahm-

legt. So hat es eine irgendwie maßgebende Erfahrung für eine soziale Erziehung in dem geschilderten Sinne kaum je bisher gegeben. Wo leise Anfänge existieren, da sind sie viel zu wenig ausgedehnt, viel zu abhängig von heutigen staatlichen und gesellschaftlichen Forderungen aller Art, als daß ihre Bedeutung zu voller Geltung kommen könnte. Vor allem aber könnte ihr erzieherischer Einfluß erst dann vollendet hervortreten, wenn ihre innerste Grundlage, der Geist des Gemeinsinns und sozialen Pflichtbewußtseins, im Einklang wäre mit dem Gesamtleben der Gesellschaft. Auf der anderen Seite stehen wir so sehr unter dem Druck des Jahrhunderte lang genährten Gewohnheitsgefühls, sobald an den uralten Fetischismus von Mutterliebe und Mutterkraft auch nur gerührt wird, daß selbst dem objektivsten Beobachter in diesem Punkte meist ein verschwommener Gefühlsnebel die Klarheit des Blickes trübt. Und die durch diesen rosenroten Nebel hindurch die wahren Linien des Bildes nüchterner zu sehen glauben, trifft dann allzu leicht der Vorwurf, unnatürlich oder degeneriert zu empfinden. Genauer betrachtet, gibt es indessen für uns Kulturmenschen, wie oft richtig bemerkt worden ist, gar kein natürliches oder unnatürliches, sondern nur ein historisch gewordenes Empfinden. Wir können also nicht fragen: Entspricht es den natürlichen menschlichen Instinkten, daß die Eltern, respektive die Mutter, mit den Kindern bis zu deren Reife dauernd zusammen leben? Als vielmehr: Ist für unsere heutigen Lebensformen, für das Glück unserer Kinder, wie für unser Weib- und Muttergefühl ein solches Zusammensein durchaus notwendig?

Und ich muß gestehen: Unter diesem Gesichtswinkel erscheinen mir die sentimental fanatischen Lobpreisungen des mütterlichen Einflusses mindestens sehr im Widerspruch mit den wirklichen Tatsachen. Schon Oda Olbergs Behauptung, das Hegen und Pflegen der kleinen Kinder sei ein unbedingtes „Lebensbedürfnis" jedes Weibes, halte ich für außerordentlich anfechtbar. Wenigstens möchte ich demgegenüber fragen, weshalb denn beinahe ausnahmslos jede wohlhabendere Frau sich schleunigst bezahlte Kräfte zur Pflege ihrer Kinder engagiert und das Selbsthegen und -pflegen höchst entsagungsvoll auf ein gelegentliches Küssen und Verzärteln der Kleinen beschränkt. Was man auch sonst von der Lebensführung der reichen Bourgeoisdamen denken möge, es ist doch schließlich nicht

anzunehmen, daß sie sämtlich in ihren Weibinstinkten so völlig degeneriert sein sollten, um die allgemeinsten mütterlichen Gefühle nicht mehr zu empfinden. Die Neigung zum Hegen und Pflegen der Kinder ist eben, genauer besehen, eigentlich nur die spielerische Neigung zum Hätscheln der anschmiegenden, zärtlichkeitsbedürftigen Geschöpfchen, die noch so gar keine Regungen zu unbequemem Selbständigkeitsdrang bekunden. Das ist wohl auch der eigentliche Grund, weshalb die Mütter „nur mit stillem Herzeleid die Kinder ihrer Pflege entwachsen" und groß werden sehen. Herangewachsene Kinder sind sehr viel anspruchsvoller. Sie wollen nicht mehr bloß geliebt und um der lieben Eitelkeit willen geistig und physisch herausstaffiert sein. Sie stellen — und zwar ganz abgesehen von den Erziehungszwecken, die der Erwachsene ja in ihr Leben erst hineinträgt — an ihre Umgebung selbst gewisse Forderungen. Sie verlangen persönliches Verständnis, Anteilnahme an ihrem krausen, für den weltreifen Menschen höchst seltsamen Innenleben oder auch ruhiges, passives Gewährenlassen.

Sind es nun diese Eigenwünsche der Jugend, denen gerade nur die Mütter volle Gewährung verheißen? Die Antwort geben uns die Erfahrungen des Lebens. Sind es wirklich die Mütter, die die Seelenkämpfe ihrer jungen Töchter und Söhne mit ihnen durchkämpfen? Gibt es eine so große Zahl, wenigstens unter den gebildeten und nicht arbeitsüberlasteten Frauen, die auch nur ahnen, was in den Seelen ihrer Kinder vorgeht, die mit ihnen wachsen, die die gärenden Kräfte, die vage und irrende Sehnsucht der Jugend begreifend und bewußt in feste Bahnen zu lenken suchen? Oder machen sich allzuviele dieser naturgeborenen Erzieherinnen auch nur jemals die Grenzen und Möglichkeiten bewußter Erziehung klar?

Die geistige Entfaltung ist, wie das körperliche Reifen, ein Wachsen und Werden, ein langsames Sicherschließen der Seelen- und Geistestriebe, deren Keime von Geburt an in uns schlummern. Im Tummeln und Spielen, im Sinnen und Träumen, in all den losen Phantasien, die uns Erwachsenen oft so zusammenhanglos und närrisch dünken, erblüht das geistige Leben des Kindes, und wessen es bedarf, das ist auch in geistiger Hinsicht in erster Reihe: Freiheit, Licht und Sonnenschein. Heißer, als der bewußt ringende reife Mensch, begehrt

das Kind Heiterkeit und sorgenlose Stille, die es braucht, um die heranstürmenden Eindrücke der Außenwelt in sich aufzunehmen. Nun mag sicherlich manchem Schoßkind des Geschicks solch wolkenlos heiterer Sonnenglanz die Jugend im Elternhause vergoldet haben. Aber daß das Familienheim an sich, das stete Miteinandersein von Eltern und Kindern sonderlich geeignete Bedingungen schüfe, Ruhe und Frohsinn um das Kind zu breiten, wird schwerlich irgendwer behaupten wollen. Gerade, weil das Kind mit unlöslichen Gefühlsbanden an Eltern und Geschwister gekettet ist, muß es alle Sorgen und Kümmernisse, allen Schmerz und alles Seelenleid der Angehörigen mittragen helfen, und die Liebe zu ihnen wird deshalb den allermeisten Menschen weit weniger zu einer Quelle des Glückes, als zu einem unversiegbaren Born des Leidens und der inneren Unfreiheit. Ich bestreite gewiß nicht, was Hartwig in einem Frauenpolemikartikel behauptet, daß die Zärtlichkeit und die innige Zuneigung der Mutter dem Kinde auch ein tiefer Glücksbesitz ist und in manchen Momenten der Hingebung ein Gefühl der Geborgenheit auslöst, das kaum durch etwas anderes ersetzbar wäre*). Ja, ich füge hinzu: wahrscheinlich ist sogar das Glücksempfinden der Mutter in Gegenwart eines geliebten Kindes ein noch viel intensiveres, und könnte oder wollte man es ihr rauben, man würde die Menschheit um eine ihrer herrlichsten Empfindungen verkürzen. Aber Hartwig irrt vollkommen, wenn er wirklich glaubt, um diese Liebe wachzurufen, bedürfe es des unaufhörlichen Beisammenseins, oder dies Aneinanderhocken wirke etwa stets vertiefend auf das kindliche Gefühl. Sehr viel eher wirkt es verweichlichend. Das Kind, mit überzärtlichen Worten von der Mutter über jeden leisen Schmerz getröstet, verlernt, sich den Härten des Lebens, wie den Pflichten gegen andere anzupassen und wird in der lauen Zärtlichkeitsatmosphäre leicht zum Schwächling und Egoisten. Die Mutter umgekehrt wird durch das stete Zusammensein, durch die ewige Unruhe und Inanspruchnahme, die ihr kaum jemals Zeit zur Selbstbesinnung läßt, naturgemäß oft nervös und ungeduldig. Und ihre Überreizung wird nicht, wie man vielleicht denken sollte, gemindert, sondern erhöht durch die scheinbare Unabhängigkeit in ihrer Beschäftigung. Eine Unabhängigkeit, die in

*) Vergl. Curt Hartwig: „Einige Randbemerkungen zur Frauenfrage" in den „Sozialistischen Monatsheften", 1905, II. Bd., pag. 879.

Wahrheit nur Unreguliertheit und Ziellosigkeit ist und darum das unschätzbare psychische Äquivalent jeder noch so schweren beruflichen Anstrengung, das befreiende Gefühl methodisch kraftvoller Tätigkeit, durchaus vermissen läßt. Deshalb wäre es ganz und gar nicht, wie Fischer meint, unbedingt unerquicklicher für jede Frau, eine größere Zahl fremder Kinder während so und so vieler Stunden des Tages zu pflegen und zu beschäftigen, als ununterbrochen die eigenen zu hüten*). Jedenfalls wirkt die „Nervosität" der Mütter, die ohne anderweitige Entlastung den ganzen Tag um ihre Kinder sein müssen, auch auf diese selbst nicht eben erquicklich. Sie prägt sich zuweilen in unmotivierten Heftigkeits-, wie in ebenso unmotivierten Zärtlichkeitsausbrüchen aus, läßt die Kinder unter dauernd wechselnden Stimmungen leiden oder fordert von ihnen um der Ruhe der Mutter willen Unterdrückung ihrer lärmenden Fröhlichkeit und Bewegungslust. Ganz besonders weiß die häusliche Erziehung gar nichts Rechtes mit den noch nicht schulpflichtigen Kleinen anzufangen, die gewöhnlich das ganze Haus tyrannisieren, überall stören, überall unnütze Arbeit bereiten, alle Zärtlichkeit oft mit unwilliger und störrischer Laune erwidern, weil sie ganz anderer Dinge bedürfen, als sie ihnen das Familienheim zu bieten vermag. Mit Altersgenossen in weiten Gärten und Spielplätzen vereinigt, wo es sich tummeln, Tiere und Blumen beobachten könnte, würde auch das 3- bis 7jährige Kind für viele Stunden des Tages sehr gern die Mutter entbehren. Beglückt es doch bekanntlich anfangs sogar die meisten Kleinen, wenn sie aus der Langeweile des Hauses in die Schule entrinnen dürfen, obgleich vorläufig dort wirklich nur Öde und Zwang ihrer harrt.

So, scheint mir, vereint sich vollkommen das Interesse der Mutter mit dem des Kindes, wenn nach dessen allerersten Lebensjahren die rein mütterliche Pflege in weitem Umfange zu gunsten anderer gesellschaftlicher Institutionen zurücktritt, die in vollkommenerer Weise, als das Haus, dem Kindesleben angepaßte Entwicklungsbedingungen schaffen könnten. Die Frau aber gewänne volle Muße zu einer Berufstätigkeit, die allerdings nicht, wie heute, ein wahnsinniges und ruheloses Hetzen bedeuten kann, und — weit entfernt, daß dadurch die

*) Vergl. Edmund Fischer: „Die Familie und der Sozialismus" im „Armen Teufel" vom 2. April 1905.

naturgegebene Zärtlichkeit zwischen Mutter und Kind ertötet werden müßte, würde die Liebe zwischen ihnen in den selteneren Stunden des Miteinanderseins, den Feststunden des Lebens, nur umso voller erblühen. Und ebensowenig brauchte dadurch der Einfluß der mütterlichen Persönlichkeit auf die geistige und seelische Entwicklung des Kindes geringer zu werden. Wo die Natur sie entsprechend begabt hat, das heißt, wo gleich gerichtete Individualitäten auf einander treffen, da bedarf es bei dem natürlichen Liebesinstinkt zwischen Eltern und Kindern durchaus nicht des steten Beisammenlebens, um sie in persönlichem Mitempfinden zu verknüpfen, wie trotz eines schweren Berufes auch heute oft genug der Vater den Kindern seelisch weit näher steht als die Mutter.

Die Entwicklung der ganzen Frauenberufs-, wie der Ehe- und Hauswirtschaftsfrage, stellt jedenfalls ein vorzügliches Beispiel dafür dar, wie infolge des Wirkens gewisser wirtschaftlicher Kräfte soziale und psychische Strömungen zugleich von den verschiedensten Seiten her in einen Punkt zusammenzufließen pflegen, um mit vereinter Gewalt die Gesellschaft nach einer bestimmten Richtung vorwärts zu drängen.

Und dennoch, so klar für unsere Anschauungsweise dies alles sich darzustellen scheint: welch tiefe Meinungsdifferenzen auch im Lager der Sozialisten in dem Erfassen des Frauenproblems! In Wahrheit tiefere noch, als sie nach außen in Erscheinung treten. Der innere Grund dieses zögernden Mitgehens auch revolutionär denkender Köpfe gerade in dieser Frage liegt wohl in der heftigen Gefühlshemmung, die alle Vorstellungen einer starken Veränderung der persönlichen Beziehungen der Menschen begleitet. Denn sicherlich, so manche tiefe Empfindungswandlung würde das psychische Bild des Weibes in seinen Linien verändern, wenn wirklich die soziale Entwicklung in Bezug auf Ehe- und Familiengemeinschaft die Bahn verfolgt, die wir vorauszusehen glauben. Und mit dem psychischen Bild des Weibes wird das Geistes- und Seelenleben des Mannes eine Umprägung erfahren. So vollzieht sich, gewaltiger fast, als die wirtschaftliche Revolution, in der wir stehen, um und mit uns langsam eine Auflösung tausendjähriger Gefühlstraditionen, und aus den Tiefen des sozialen Lebens tauchen, verhüllt noch und verschwommen, die Umrisse einer neuen Welt.

Beruf und weibliche Psyche.

Von Wally Zepler.

Mit großer Eindringlichkeit stellt sich dem Beobachter des Frauenlebens und seiner Entwicklung das Problem der Berufsfrage in den Kreis seiner Betrachtungen. Die Frage, ob die Mehrzahl der Frauen dereinst gleich dem Mann heute eine bestimmte streng geregelte Berufstätigkeit neben ihren mütterlichen und eventuell hauswirtschaftlichen Pflichten ausüben wird. Entscheiden werden wir dieses, wie so manches andere soziale Gegenwartsproblem mit allen unseren Diskussionen nicht. Entscheiden wird es erst die Geschichte, die uns in ihrem Werden auch in dieser Hinsicht noch so manche Überraschung bringen mag: Erfahrungen, die wir nicht ahnen, Reaktionen, die wir heute als unmöglich belächeln und wiederum Umwälzungen, deren Tragweite wir selbst mit unserem kühnsten Denken nicht ermessen können. Indessen mag es wohl der Mühe lohnen, das Berufsproblem einmal von einer ganz anderen Seite her zu fassen. Zu fragen, was uns, wie wir heute sind, eigentlich der Beruf bedeutet, wie er auf die Psyche des modernen Menschen einwirkt, nach welcher Richtung sich die geistigen und seelischen Verschiedenheiten von Mann und Weib verstärken oder überhaupt erst formen mußten infolge der ausgesprochenen Lebensteilung in eine Welt vielseitig und streng beruflich tätiger Männer und eine Welt rein hauswirtschaftlich arbeitender oder mehr und weniger müßiger Frauen.*)

Schon dieser Fragestellung gegenüber wird sich allerdings sofort ein Widerspruch erheben. Es gibt, so werden viele sagen, gar keine Welt müßiger Frauen und nur einen sehr engen und

---

*) Den Beruf betrachte ich in diesem Artikel nicht zugleich im Sinne des Kampfes ums Dasein, sondern ausschließlich in dem Sinne einer qualifizierten, das Leben erfüllenden Tätigkeit auf einem bestimmten Gebiet.

kleinen Kreis vielseitig tätiger Männer. Die übergroße Mehrzahl der Menschheit hat stets aus Proletariern bestanden, aus körperlich schwer Arbeitenden zum mindesten. Und für sie existiert in dieser Hinsicht kaum ein bemerkbarer Unterschied zwischen den Geschlechtern. Der Bauer und die Bäuerin schaffen zusammen bei der Landbestellung, und auch bei ihren sonstigen Verrichtungen kann man kaum von einer wirklichen Teilung der Arbeit sprechen. Die moderne Industrie hat das Weib gleich dem Mann an ihre Maschinen gefesselt, und wo der männliche Industriearbeiter sich noch gewisse Berufe vor der eindringenden weiblichen Konkurrenz bewahrt hat, da unterscheidet sich die Art seiner Tätigkeit wahrlich wenig genug von der der Frauen in einem proletarischen Haushalt, die körperlich meist gleich schwer ist und gleich ununterbrochen Geist und Seele in Anspruch nimmt.

Das alles ist unbedingt richtig. Aber es handelt sich ja für uns gerade um die Erforschung jener feineren Wesensunterschiede, die erst bei dem gebildeten Geist zutage treten und deshalb auch nur an der Oberschicht der Gesellschaft studiert werden können. Wie denn jener Einwurf in tieferem Sinne überhaupt darum unzulässig ist, weil die eigentlich geistige Menschheitsentwicklung sich stets nur in einem engumschriebenen Kreise der von körperlicher Arbeit befreiten Oberschicht vollzogen hat, deren Einfluß dann langsam die Gesamtheit mit sich riß. Denn genau wie in der Natur erwächst überall im menschlichen Gesellschaftsleben die Umgestaltung des Durchschnittstypus aus einer zunächst kleinen Zahl von der Normalform abweichender, hervorragend ausgebildeter Einzelerscheinungen. Hervorragend ausgebildet in der Bedeutung besonderer, veränderten Lebensbedingungen vorzüglich angepaßter Eigenschaften. Von diesem Standpunkt stellt sich die moderne Frauenfrage in ihren feineren Ausdrucksformen auch durchaus nicht als die berühmte „Damenfrage" dar, die jeder aufrichtige Sozialdemokrat mit einem mitleidigen Lächeln abtun müßte, vielmehr als ein sehr bedeutungsvolles Kulturproblem, das auch von unserem Standpunkt einer äußerst ernsten Würdigung bedarf. Zum wenigsten, soweit sich diese Frauenfrage darstellt in der radikalen, alle Lebensformen unterhöhlenden Gefühlsemanzipation des modernen Weibes, das bereits heute in sich einen bisher unbekannten Arttypus geschaffen hat, der fast als das

eigenartigste, revolutionärste und charakteristischste Ferment unseres modernen Kulturlebens erscheinen kann. Dieser neu sich entfaltende Arttypus ist — wie es scheint — eben den Lebensbedingungen der im Werden begriffenen Gesellschaft in besonderem Maße angepaßt, ja, er ist d e r weibliche Anpassungstypus an diese geänderten Lebensbedingungen, und seine Daseins- und Entwicklungsfähigkeit wird sich daher mehr und mehr erweisen, je schärfer sich die sozialen Existenzformen der neuen Gesellschaft aus dem niederstürzenden Gemäuer des Alten hervorarbeiten. Daraus ergibt sich, daß es gilt, gerade die Psyche dieser Wenigen zu studieren, ihre seelische Verfassung, ihre Glücksmöglichkeiten, um aus diesem Studium Schlüsse auf die Entwicklung der Frauenpsyche überhaupt zu ziehen.

Für jene kleine, aber kulturell so bedeutsame Schicht moderner Frauen gewinnt nun das Berufsproblem neben dem materiellen ein intensives psychologisches Interesse. Es spitzt sich für sie zu zu der Frage, die ich gleich anfangs formulierte, der Frage nach der Einwirkung eines bestimmten Lebensberufs auf die geistig-seelischen Verschiedenheiten der Geschlechter. Bei einer derartigen Untersuchung muß es sich also selbstverständlich zunächst um solche Berufe handeln, die sich von rein körperlicher Tätigkeit entfernen oder wenigstens doch neben körperlicher Arbeit auch gewisse geistig-seelische Momente in sich bergen, das spezifisch Persönliche im Menschen zur Auslösung bringen. Später werden wir dann sehen, daß allerdings manche Züge des weiblichen Artcharakters auch ganz allgemein durch das Berufsleben an sich entwickelt oder zurückgedämmt werden können, selbst wenn der Beruf einer eigentlich geistigen Betätigung völlig entbehrt. Für die Zukunft dürften aber auch die psychischen Wirkungen, die heute nur den mehr geistigen weiblichen Berufen eignen, eine umfassendere Bedeutung gewinnen. Denn wir können ja schwerlich annehmen, daß auch in einer höher organisierten Gesellschaft die Mehrzahl aller Menschen sich mit einer ausschließlich physischen Arbeit zufrieden geben wird, wir müssen vielmehr glauben, daß die Menschheit einmal neue Möglichkeiten finden wird, körperliche und geistige Tätigkeit organisch miteinander zu verknüpfen.

Was gibt und ist uns nun heute der Beruf? Uns, das heißt dem gebildeten, geistig normalen, körperlich gesunden Menschen? Nicht etwa dem Genie, das — wo und wie auch immer — im

äußeren Schaffen sein inneres Leben verbrennen muß. Zunächst erscheint vielleicht der Zwang der Berufsausübung, auf welchem Gebiete er auch liegen möge, als eine recht zweifelhafte Glücksbereicherung für den einzelnen. Ganz besonders, wenn man dabei an die Verhältnisse denkt, wie sie sich heut herausgebildet haben, die notorische Arbeitsüberbürdung hauptsächlich in den meisten höheren Berufen, das ununterbrochene Hetzen und Jagen, das Geizen mit jeder Minute, das schließlich jedem Zusichselberkommen wehrt. Indessen, das alles ist durchaus nicht eine irgendwie notwendige, sondern nur eine rein zufällige Eigentümlichkeit moderner oder kapitalistischer Berufsausübung, von der wir natürlich absehen müssen, wollen wir die rein psychologische Wirkung des Berufslebens an sich erkennen. Aber daneben liegt doch die persönliche Hemmung, die so viele durch den Beruf empfinden, noch in einer diesem tatsächlich immanenten Eigenschaft. Ich las neulich einen Ausspruch Harnacks über den sehnsüchtigen Wunsch vieler Frauen nach Berufsarbeit: „Wohl schafft die Arbeit Lust, aber das ist doch nur die e i n e Seite der Sache. Ich habe immer gefunden, daß über die Lust, die die Arbeit gewährt, diejenigen lauter sprechen, die sich selbst nicht allzuviel anstrengen, während die bei ihrem Preise Umstände machen, die in ununterbrochener heißer Arbeit stehen." Das ist gewiß sehr wahr. Und vielleicht kommt dieser Mißstand der Berufsarbeit dem modernen Menschen stärker und schmerzlicher zum Bewußtsein als dem Menschen irgendeiner früheren Zeit, weil er die empfindlichste Forderung seines Ichs trifft, den Wunsch nach möglichst individueller Daseinsgestaltung: nach Muße und Freiheit seinem Innern nachzulauschen, die eigene Persönlichkeit auszugestalten, sich dem zu widmen, was ihn gerade lockt und zieht. Und das ist es denn auch, was man der gebildeten Frau immer wieder als höchsten Vorzug der Berufslosigkeit gepriesen hat, ja, was sie selbst oft als solchen empfand. „Nur Zeit!" läßt Dehmel seinen Proletarier seufzen, wenn er an die Freuden und geistigen Genüsse des Lebens denkt, die ihm, dem ewig Schuftenden, ein verschlossenes Eden bleiben. „Nur Zeit!" ist der Seufzer, der auch die Brust des Nichtproletariers, des arbeitsgebundenen Gebildeten oft genug hebt, wenn er sich umschaut in all dem flutenden geistigen Reichtum unserer Welt. Einzig die nicht berufstätige Frau darf, wie es scheint, diesen Reichtum nach ihrem Gefallen genießen. Sie darf frei die Hand

ausstrecken nach allen Schätzen von Wissenschaft und Kunst, politischem und geselligem Leben. Sie darf nur überall die Früchte pflücken, in deren langsamer und mühevoller Pflege der Mann im besten Fall sein Dasein aufzehrt. Im besten Fall, das heißt, wenn er überhaupt das Glück hat, eine geistige oder künstlerische Tätigkeit auszuüben. Die Frau, die nicht an strenge Zeiteinteilung gefesselt ist, kann also wirklich ihr Leben nach eigenem Maß und Wunsch gestalten. Sie kann auf die Klänge ihres eigenen Herzens horchen, sich dem Zauber träumerischen Nichtstuns überlassen, sich der Betrachtung der Umwelt, dem Glücke freundschaftlichen Umgangs widmen, kurz, sie allein kann eigentlich reich und persönlich leben.

So mag sich, wie viele meinen, die feinste Blüte des weiblichen Wesens wie die höchste Kultur des Frauengeistes gerade durch die Berufslosigkeit eines Teils der Frauenwelt entfaltet haben. Jene höchste Kultur, die sich in ihrer Eigenart am vollendetsten verkörpert in einzelnen genialen Frauenerscheinungen, wie Rahel Varnhagen, Karoline Schlegel, Madame d'Epinay und vielen anderen, die alle einem weiten Kreise der bedeutendsten Männer zu Freundinnen und geistigen Anregerinnen wurden und so mittelbar den Stempel ihrer geistigen Persönlichkeit auch ohne eine systematische Tätigkeit dem Leben ihrer Zeit tief einzuprägen wußten. Ja, man ist in diesem Gedankengang weiter gegangen. Man hat bekanntlich behaupten wollen, das Weib sei vielleicht überhaupt durch die Anlage und Eigentümlichkeit seines Geistes von der Natur nicht so sehr zu selbständigem Schaffen als zu jener mittelbaren Wirkung durch den Einfluß auf den Geist der Männerwelt berufen, die hochkultivierte Frau sei die geistige Anregerin par excellence. Hier liege ihre eigentliche Kulturmission, die allerdings Berufslosigkeit voraussetzt, da sie sie nur zu erfüllen vermag durch die Macht eines vielseitig und völlig frei gebildeten Geistes, durch ein selbstloses Sichversenken in die Ideenwelt und die Psyche anderer, durch eine geistige Hingabe also, ein Aufgehen in fremder Menschen Seele, das nicht mehr möglich ist, sobald das Leben in sich selbst erfüllt ist.

Ist dies alles nun wirklich richtig? Untersuchen wir zunächst einmal, worauf denn eigentlich der Zauber der Frauenfreundschaft und ihre Wirkung auf den Mann beruht. Und zwar rein geistig aufgefaßt. Ganz abgesehen also von dem mehr oder

weniger bewußt empfundenen Mitklingen des Erotischen in solcher Freundschaft, das einfach in des Mannes Seele wie jedes andere leidenschaftliche Empfinden schwellendere Trieb- und Schaffenskräfte auslöst. Der hochdifferenzierte Mann sucht oft geistiges Verstehen, er sucht einen Widerklang seiner eigenen inneren Welt in der Seele der feingebildeten Frau, auch wo in jenem Sinne Liebesregungen gar nicht in Frage kommen können. Ebenso natürlich umgekehrt. Und es ist klar, worin diese gegenseitige Anziehung wurzelt. Sie ist nichts weiter als der Ausdruck der psychischen Differenzierung der Geschlechter, der Abweichungen und Besonderheiten im spezifischen Geistes- und Seelenleben des Mannes und der Frau. Die leichtere Erregbarkeit des Weibes, ihre psychische Empfindlichkeit, ihre intuitivere, weniger verstandesmäßige Art des Urteils über Menschen und Dinge, ihr stark ausgeprägtes Mitgefühl mit anderer Hoffnungen und Schmerzen; das alles zieht den Mann zur Frau und läßt ihn aus ihrer Freundschaft Beruhigung und Kraft gewinnen. Genau so, wie die Frau in dem gewöhnlich realeren und aktiveren Geist des Mannes eine Schutzwehr sucht gegen ihr schnell irritierbares, von Stimmung und Moment stark abhängiges Temperament. In einem Wort, auch die geistige Anziehung zwischen den Geschlechtern ist nur ein Ausfluß ihres sekundären Geschlechtscharakters, die ins Seelische übersetzte Geschlechtsanziehung überhaupt.

Es liegt nun schon hier die Frage nahe: Sind diese offenbaren psychischen und geistigen Abweichungen zwischen Mann und Weib, wie ich sie eben hier in ihren allgemeinsten und markantesten Zügen kurz andeutete, wirklich ursprünglich sekundärer natürlicher Geschlechtscharakter, das heißt unabänderliche seelische Erscheinungsform der Weiblichkeit, respektive Männlichkeit im Menschen, oder sind sie etwa geworden oder doch bedeutend verstärkt durch jene verschiedenen geistigen Existenzbedingungen: auf der einen Seite die von jeher scharf umrissene, auf ein Gebiet konzentrierte Beschäftigung des Mannes, auf der anderen das lose, wenig angespannte oder in alle Fernen schweifende Geistesleben der Frau?

Havelock Ellis, der ja die eingehendsten Untersuchungen über die geistigen Geschlechtseigentümlichkeiten angestellt hat, hält — wie wahrscheinlich viele andere — den Wert aller Spekulationen für äußerst zweifelhaft und will nur die positive Be-

obachtung als unsere Lehrmeisterin auf diesem Gebiete gelten lassen. Aber auch die exakteste Beobachtung kann uns leider keine Aufschlüsse über das geben, was uns am dringendsten zu wissen verlangt, nämlich wie weit das Wesen des weiblichen Geistes unverrückbarer Naturveranlagung und wie weit es durch eine unendliche Generationsreihe verstärkten Erziehungsresultaten sein Werden verdankt. Ein besseres Kriterium dieser Unterscheidung bietet uns dann trotzalledem die Spekulation, wenigstens soweit sie mit irgendwelchen, wenn auch an Zahl noch so geringen, Erfahrungsresultaten übereinstimmt. Und diese Erfahrungsresultate sind eben die Ansätze zu einer Abänderung des weiblichen Typus unter den berufstätigen Frauen.

Der gleiche Zug, den wir vorhin im guten Sinne als die geistige Anregungskraft des Weibes bezeichnet haben, birgt sich nach der schlechten, der Seite geistiger Minderwertigkeit in dem sehr allgemeinen Glauben an eine gewisse Oberflächlichkeit und Unoriginalität des weiblichen Geistes. Die Frau — so lautet fast durchgängig das Urteil der Beobachter — paßt sich zwar schnell allen Lebens- und Geistesaufgaben an, aber sie dringt selten tief in eine geistige Materie. Vor allem aber ist sie unoriginell, rein rezeptiv und meist völlig unfähig, selbst eine neue Richtung einzuschlagen. In dieser Anschauung steckt fraglos ein so bedeutender Wahrheitskern, daß wir sie zunächst ruhig als berechtigt annehmen dürfen. Es gibt vorläufig sicher nicht allzu viele Frauen, die eigentlicher Forschungs- und Erkenntnisdrang zur Wissenschaft treibt, es gibt auch nicht allzu viele, die gänzlich unbeeinflußt von ihrer Umgebung, nur ihrem Denken folgend, eigene geistige Wege gehen. „Cherchez l'homme!" müssen wir meist sagen, wenn wir wissen wollen, woher der Anschauungsinhalt der Frauen stammt.

Kann — soweit natürlich die Tatsache selbst unbestritten bleibt — Beruf oder Nichtberuf daran etwas ändern? Anscheinend absolut nicht. Offenbar liegt es nicht in der Beschäftigung sondern im Wesen des Geistes, wieweit ein Mensch tief und selbständig denkt, wie es ja trotz des Berufs auch nicht jedes Mannes Sache ist, die Angelegenheiten dieser Welt stets selbst auf ihren Wert zu prüfen. Und dennoch, genauer betrachtet, hängt die geistige Abhängigkeit des Weibes von anderen doch auch mit der Berufslosigkeit so vieler Frauen zusammen. Von dem Genie abgesehen, das wir bei unserem Problem natürlich

stets unberücksichtigt lassen müssen, ist für den menschlichen Geist der Beruf die Kampfstatt, auf der die Kraft sich stählt, mißt und probt. Es ist ein seltsames Ding mit unserer menschlichen Kraft. Es schlummern in uns allen ganze Schätze von Fähigkeiten und Talenten, von Neigungen und Lebensmöglichkeiten, so große Schätze, daß das Leben sich für jeden einzelnen verzwanzigfachen würde, könnten wir sie nur alle ans Tageslicht ziehen und in gangbare Münze prägen. Aber bei der übergroßen Mehrzahl aller Menschen bleiben diese Schätze ihr Leben lang ungehoben. Wohl wogt in verschwiegenen, schmerzerfüllten Stunden dieses ungeborene Können und Wollen in unserer Seele; aber für die meisten werden sehr bald die gärenden Kräfte unter den Forderungen des Alltags verschüttet, die das Leben ganz erfüllen. Und für die Frau hat an geistiger Kraft das Alltagsleben bisher wenig genug gefordert. Mag nun die häusliche Erziehung und die Wirtschaftsführung, wie so viele behaupten, wirklich eine kulturell ungeheuer wertvolle Tätigkeit sein, keinesfalls bietet sie irgend eine Gelegenheit das geistige Können bis zur erreichbaren Grenze anzuspannen. Unter schwerer geistiger Verantwortung zu handeln, abstrakte Ideen zu entwickeln, Gedächtnis- und Kombinationskraft zu üben, in großem Stil zu organisieren, folgenreiche Augenblicksentschlüsse zu fassen: kurz alle die mannigfachen geistigen Eigenschaften auszubilden, die wir sonst sehr richtig erst als höchste menschliche Fähigkeiten zu betrachten pflegen, und deren Übung mehr oder weniger die geistigen Berufe sämtlich fordern. Man kann es absolut nur als Ironie betrachten, wenn man — um den Frauen die Öde ihres armen Haustierdaseins etwas zu versüßen — die weibliche Wirtschaftsführung auf eine Stufe stellen will mit der Geistesarbeit des Gelehrten, des Arztes, des Richters, des Technikers, des selbständigen Kaufmanns, des Politikers, und wie die Kopfarbeiter sonst alle heißen mögen. Und wie wenig ernst dieses Urteil tatsächlich gemeint war, erhellte ja schon aus dem heißen Streit, der zu Beginn der Emanzipationsbewegung darob entbrannte, ob ein Mädchenkopf jemals fähig wäre, den „Pythagoras" zu begreifen oder eine medizinische Diagnose zu konzipieren. Mit beinah erstaunlicher Leichtigkeit fand sich der weibliche Geist in derartige Aufgaben, wo es den Frauen darauf ankam, höhere Berufe zu ergreifen. Aber der Mangel an originalem Forschungstrieb, das Bild einer gewissen Unselbständigkeit des Frauengeistes hat sich

vorläufig nicht verwischen können. Ich glaube nun, daß vieles davon einfach dem Mangel an Wagemut zuzuschreiben ist, der sich als eine Folge der uralten, künstlichen Brachlegung des Frauengeistes darstellt. Wie der Städter, der sein Leben lang einen Marsch von einigen Stunden für eine eminente körperliche Anstrengung hielt, etwa bei einer Hochtour plötzlich zu seinem eigenen Staunen den ungeahnten Reichtum an physischer Kraft entdeckt, den er besitzt, so geht es geistig jetzt den Frauen. Sie staunen selbst, wie leicht sie Fuß um Fuß empor in die Welt des Geistes dringen, aber sie vertrauen noch nicht recht der Kraft ihrer Lungen in der dünnen, klaren Luft der Höhen. Sie klammern sich noch ängstlich an den Führer, der sie hinaufgeleitet hat, den Mann. Oder sie bleiben hübsch vorsichtig in den mittleren Regionen, auf den betreteneren Pfaden, wo der Schwindel sie nicht so leicht erfassen kann. Sind aber erst einmal viele diese Wege gegangen, ohne zu stürzen, und sind sie mit allem Nötigen gerüstet, so steigt der Wagemut, und sie werden sich selbst auch neue Pfade bahnen. Die geistige Rüstung liefert, um in unserem Bilde zu bleiben, aber nur die ernste Vorbereitung zum B e r u f. Und nur das Muß, der Zwang des Berufes ist der Tummelplatz, Widerstandsfähigkeit und Können voll zu entfalten. Der Dilettantismus mag seine Vorzüge haben. Er hat in Wissenschaft und Kunst zuweilen durch die Frische seiner Auffassung neue lebendige Quellen erschlossen. Aber wo es wie für das weibliche Geschlecht n u r Dilettantismus gab, da konnte das Resultat nur sein, wie es gewesen ist: Halbheit und Oberflächlichkeit. Innerhalb der kurzen Zeit, in der Frauen zum Beispiel bei uns im öffentlichen Leben stehen, hat sich bereits für jeden objektiven Beobachter ein sehr bemerkenswerter Umschwung vollzogen. Während sie noch vor einem Jahrzehnt oft in ihrem Auftreten eine Ziellosigkeit und Naivität bekundeten, die gerade die Freunde der Emanzipation manchmal recht pessimistisch stimmen konnte, sind jetzt ihre Leistungen im politischen und sozialen Wirken schon durchschnittlich sachkundig und tüchtig und hie und da bereits hervorragend. Wo sie das aber sind, da zeigen sie dennoch spezifisch w e i b l i c h e geistige Züge.

Und damit kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. Wir laufen sicher keine Gefahr, die psychischen Eigentümlichkeiten, die man als den sekundären Geschlechtscharakter des

Weibes ansehen muß, die Eigentümlichkeiten, auf denen die geistige Anziehung der Geschlechter von jeher ruhte und ruht, durch eine allgemeine Berufsausübung der Frauen etwa vernichtet zu sehen. So lange das Weib physisch Weib bleibt, so lange wird es auch gewisse geistige Geschlechtsmerkmale tragen, deren nähere Bestimmung gerade aus der Ausübung der höheren Berufe später einmal ein sehr interessantes Studium werden dürfte, die aber auch ohne solche genauere Definition schon heute schwerlich jemand leugnen kann. Die Frau als Arzt, Richter, Erzieher, als Politiker und Soziologe, als Schriftsteller und Künstler wird stets eine nur ihr eigene Geistesnuance geben, die bleibend sein muß, weil sie aus dem Weibsein selbst, dem Verhältnis der Mutter zum Kinde, des Weibes zum Manne fließt. Gerade, daß es so ist, verbürgt für die Zukunft eine hohe geistige Originalität der Frau, eine Neubefruchtung aller Lebenskreise durch ihren Einfluß. Nur kann diese Originalität erst langsam wachsen, kann erst Mut zu sich selber gewinnen, wo sie sich auf ernstes Wissen, auf volle Beherrschung der vorhandenen Kenntnisse und Methoden stützt. Und das besonders in unserer Zeit, wo die Geistesentwicklung in ein ganz neues Stadium getreten ist. Fand und genoß der Mann in der Frauenfreundschaft jenes spezifisch Weibliche früher sehr wohl, auch ohne daß die Frau ihm an geistiger Schulung gleich stand, ja, reizte ihn vielleicht gerade die unbestimmte Vagheit, das Intuitive ihres Urteils, so ist das heute völlig unmöglich. Denn wie im Wirtschaftsgetriebe, so hat sich die Welt auch geistig weiter und weiter spezialisiert. Die Vielseitigkeit geistiger Bildung muß immer mehr zurückstehen zu gunsten ernster Sonderstudien, auf denen allein der Fortschritt der Erkenntnis ruht. Diese Entwicklung mußte auf den geistigen Einfluß der nur allgemein gebildeten Frau notwendig eine starke Rückwirkung zu ihren ungunsten üben. Es ist heute fast nicht mehr denkbar, ein vernünftig begründetes Urteil auf irgendeinem Gebiete, selbst in reinen Weltanschauungsfragen, zu gewinnen, ohne sich auf gründliches Wissen und immer erneutes eindringendes Denken über einen weiten Kreis von Problemen zu stützen. Alles andere bleibt in tieferem Sinne oberflächliches Gerede. Diese starke Wandlung in der Art unserer Erkenntnisübertragung macht wohl in unserer jetzigen Generation jeder gesammelteren Natur das Geschwätz der Zirkel und Salons so unerträglich, das unter der Heuchelei sogenannter

„Bildung" nur dürftigstes Halbwissen birgt; sie macht es ebenso den Frauen ohne Spezialwissen unmöglich, in der Art der literarischen und politischen Salons des 18. Jahrhunderts die großen „Anregerinnen" für den Mann zu bleiben.

Alles, wovon wir bisher sprachen, bezieht sich nun anscheinend nicht so sehr auf die weibliche Psyche in ihrer Gesamtheit als allein auf das geistige Können. Indessen, die Psyche ist aufs engste mit dem Denken verknüpft. Sobald Denken und Wissen sich von tastender Halbheit zu klarer Beherrschung eines Geistesgebietes erheben, verändert sich mit einem Schlage das Bild der ganzen seelischen Persönlichkeit. Was dem Weibe bisher so ungeheuer fehlte, und zwar gerade auch bei seiner mütterlichen und hauswirtschaftlichen Tätigkeit, das ist Konzentration und Sachlichkeit, das heißt die Kraft, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, sich zu sammeln statt sich in tausend wertlosen Nebensächlichkeiten zu verzetteln. Vor lauter verworrener, nie endender Geschäftigkeit wird in der Hauswirtschaft nicht eine Stunde voll genutzt, unter lauter auf Äußeres gerichteten Anstrengungen vergessen die Mütter die Hauptsache: die eigentlich pädagogische Beeinflussung. Auch dieser auffällige Mangel an Sachlichkeit ist wahrscheinlich in starkem Maße eine Folge der Berufslosigkeit. Der Beruf — er sei, welcher er immer wolle — fordert und entwickelt strenge Zeiteinteilung, Selbstzucht. Und die so gewonnene Fähigkeit verleugnet sich niemals mehr völlig. So leicht hält der berufserzogene Mann nicht einmal für wenige Jahre das sinnlos zerstückelte, von „geschäftigem Müssiggang" erfüllte Dasein der wohlhabenden Bourgeoisdame aus, so leicht verleugnet er auch auf ihm fremden Gebieten nicht die Achtung vor dem sachgemäßen Können, das er sich selbst in einem Punkte wenigstens erwerben mußte. Natürlich tritt genau die gleiche Wirkung bei der beruflich tätigen Frau hervor, da es sich hier ja nur um die Gewohnheit der Lebensführung und Erziehung handelt, der wir alle bis zu sehr hohem Grade unterworfen sind. Denn Arbeitstüchtigkeit und Konzentriertheit ist so wenig ursprünglich männliche wie weibliche Eigenschaft. Sie ist eine durch das Leben selbst erzeugte Fähigkeit, die wie jede andere schließlich ihre Linien in die Seele gräbt und das psychische Bild des Menschen damit auch dauernd um einige Schattierungen verändert. Ja, gerade diese Fähigkeit zielklarer Arbeit und das Bewußtsein, sie zu leisten, ist der eigent-

lich treibende Faktor in der bereits heute erkennbaren Wandlung des Arttypus der modernen Frauen, auf die ich im Anfang hinwies.

Erkennbar sowohl in ihrer seelischen wie in ihrer äußeren Erscheinung. Geistig wie körperlich zeichnet sich die moderne Frau, die ja beinahe durchweg Berufsfrau ist, vor dem weiblichen Durchschnittstypus durch eine gewisse Freiheit des Wesens, ein erhöhtes Selbstgefühl, kurz durch den stärker betonten Persönlichkeitseindruck aus. Glücklicherweise ist es nicht nur das Reformkleid oder die interessante Frisur, sondern diese Freiheit des Gesichtsausdrucks, das seelenvollere Auge, die bewegte Lebendigkeit in Gang und Haltung, an der wir oft schon äußerlich das „neue Weib" erkennen können. Diese unmerkbar werdenden Veränderungen resultieren, wie ich schon sagte, aus dem Bewußtsein geistiger Tüchtigkeit und Selbständigkeit da, wo Beschäftigung oder Beruf irgend ein individuelles Gepräge tragen. Sie resultieren — selbst, wo das nicht der Fall ist — doch aus dem Bewußtsein irgend eine Stelle auf Erden auszufüllen, festen Boden unter den Füßen zu haben. Je mehr sich der Beruf von dem bloß Mechanischen entfernt, von dem, was jeder genau in gleicher Weise zu leisten fähig ist, je mehr persönliche Eigenart darin zur Geltung kommt, desto stärker wächst jene Wirkung auf die Psyche. Schon über dem Auftreten der in selbständigeren kaufmännischen Stellungen tätigen Frau, wie wir ihr jetzt öfter begegnen, der Directrice, der Geschäfts- oder Abteilungsleiterin, liegt jener Wesenszug. Noch mehr tritt er hervor bei der tüchtigen Lehrerin, soweit sie ihren Beruf aus innerem Antrieb übt. Am schärfsten entfaltet er sich bei der Journalistin, Politikerin, Ärztin, Schriftstellerin, das heißt bei denen, die die höchsten persönlichen Werte in ihre Arbeit einzusetzen haben. Ohne daß natürlich die Regel auch hier Ausnahmen hindert oder Typen der Verkümmerung ausschließt, deren Entstehen auf ganz andere Ursachen zurückweist, vor allem oft unbefriedigtem Liebes- und Muttertrieb entspringt.

Natürlich wirkt das Selbständigkeitsempfinden des beruflich arbeitenden Weibes umgestaltend auf seine gesamte Lebensauffassung. Es löst vor allen Dingen umgekehrt wieder die Sehnsucht nach Selbständigkeit aus und wird dadurch zur Grundlage eines anderen Lebensaufbaus. Die Frau, die einmal gewöhnt war, das Zentrum ihres Daseins in einer Arbeit, die Basis ihrer

Existenz in einem Beruf zu sehen, wird sich sicherlich auch in der Ehe nicht mehr so leicht in geistige und materielle Abhängigkeit vom Manne finden können. Nicht nur, weil die seelische Befriedigung einer einheitlichen Tätigkeit ihr fehlt, sondern weil die berufliche Selbständigkeit als solche ein Freiheitsgefühl gegenüber der Umwelt in ihr wachgerufen hat, das sich nicht beugen lassen will. Am interessantesten sind hier die Äußerungen, die man nach dieser Richtung gegenwärtig vielfach schon von verheirateten Arbeiterinnen hören kann. Aus zwei Gründen am interessantesten. Erstens, weil in der heutigen Berufsarbeit der Proletarierin eine Befriedigung durch die Tätigkeit selbst fast nie in Frage kommen kann. Also dort, wo kein absoluter materieller Zwang zur Fortsetzung eigener gewerblicher Arbeit in der Ehe vorliegt, der zuweilen dennoch hervortretende Wunsch danach ausschließlich jenem Unabhängigkeitsdrang entspringt und auch von den Arbeiterfrauen selbst oft ganz richtig aus diesem Motiv heraus erklärt wird. Zweitens, weil hieraus hervorgeht, wie schon jetzt die psychische Eigenart des modernen Weibcharakters von der führenden Minderheit auf die Masse überzugreifen beginnt.

Dieses ganze, höchst bedeutsame Problem, ob die Berufsarbeit der verheirateten Frau im Proletariat auch bei steigender Lebenshaltung der männlichen Arbeiterschaft infolge wirtschaftlicher und psychischer Entwicklungen im Frauendasein wächst, müssen wir hier in seinen Einzelheiten natürlich unerörtert lassen; es wäre einer eingehenden Bearbeitung in einer besonderen Studie wert genug. Dagegen bleibt uns schließlich noch auf etwas anderes hinzuweisen.

Die psychische Veränderung, die sich in dem neuen Frauentypus ausspricht, greift wahrscheinlich in ihrer kulturellen Bedeutung weit tiefer als sich zunächst vermuten läßt. Wie sie, wie wir sahen, die wirtschaftliche Grundlage der Ehe anzugreifen droht, so knüpfen sich an diese langsamen Wandlungen des Weibtypus zugleich Empfindungswandlungen bei beiden Geschlechtern, die unser Schönheits-, Liebes- und Freundschaftsgefühl, unser gesamtes Lebensgefühl in gleicher Richtung, wenn auch vielleicht noch unmerkbarer, umzuformen streben. Auch heute schon sind diese Wandlungen wohl sichtbar. Sie sind es nicht für die große Menge, für die Masse der Männer und Frauen. Auch nicht einmal für die Mehrzahl der beruflich tätigen Frauen,

die sich ja immer von neuem aus dem Philisterium rekrutieren. Sie sind es aber für die wenigen Vorgeschrittensten, die kleine Elite derer, aus denen die Zukunft erwächst. Wie hat sich — um bei dem Äußern zu beginnen — bei den Männern und Frauen dieser Kreise das Schönheitsempfinden für ein Frauengesicht gewandelt! Nicht Balzac hat die „femme de trente ans" entdeckt; ihre wirkliche Entdeckerin war vielmehr die moderne Zeit. Wir lieben nicht mehr so wie einst die weichen, runden Mädchengesichter mit ihrer anmutsvollen Lieblichkeit; wir suchen Reife und Kraft, Bewußtsein und persönliches Gepräge in dem Frauenantlitz. Das heißt, wir suchen die äußere Schönheitsform zu dem Seelentypus des modernen Weibes. Durch diese deutlich hervortretende Geschmacksveränderung geht die Schönheitsauslese sicherlich nach einer anderen Richtung und verstärkt durch die Macht der Anpassung noch die Wirkung der Veränderungsursachen selbst.

Und die Frau von dreißig Jahren ist ja nicht allein äußerlich eine andere als das erblühende Mädchen. Sie ist auch im Geiste die wache, durch das Schicksal gereifte, die bewußte Persönlichkeit, die mehr zu geben hat, weil sie vom Leben mehr empfing. Dieses reife Weibtum aber fesselt heute schon öfter und öfter die Liebe des modernen Mannes. Es ist richtig: Lebensreife hat an sich nichts mit dem Berufsleben zu schaffen. Das Leben selbst erzeugt sie; sie muß gegenüber der Jugend stets bestanden haben. Aber das Berufsleben so vieler Frauen gibt einen ganz neuen Wertmesser für die Schätzung des Weibes, und dieses neue Wertmaß greift auch auf das Liebesempfinden hinüber. Vor allem aber wird die Liebe für das Weib selbst zu etwas anderem, als sie es war, solange das ganze Dasein nur nach diesem einen Punkt gravitierte. Es ist durchaus nicht Zufall oder die erhöhte soziale Erkenntnis allein, die unter den modernen Berufsfrauen die Strömung der „freien Liebe" erzeugte. Sie hängt vielmehr eng zusammen mit der beruflichen Selbständigkeit. Für die Frau, die wirtschaftlich unabhängig ist, deren Dasein in der Berufsbeschäftigung einen sicheren Ankerpunkt besitzt, so daß sie nicht mehr völlig steuerlos im Lebenssturme treibt, kann Liebe und Ehe nicht mehr das eine und einzige Erlebnis, das Schicksal sein, mit dem ihr Leben steht und fällt. Für sie wird die Liebe mehr zu dem, was sie auch dem Manne ist: Reichtum und Glück bestimmter Lebensepochen, eine Episode, wenigstens in der Ausfüllung des

äußeren Daseins. Mag Liebe und Mutterschaft dem Weibe noch so viel bedeuten; es bleibt doch ein gewaltiger Unterschied, ob das ganze äußere Dasein darauf gestellt ist oder nicht. Der Beruf bindet Denken und Leben und hindert das Weib, sich so völlig selbst zu verlieren, zu einem so wesenlosen Schattendasein herabzusinken, wie wir es unzählige Male unter den Frauen finden, deren Liebesleben aus irgendeinem Grunde gebrochen ist, oder die sich zu alt fühlen, noch Liebe zu wecken oder zu geben. Existiert doch kaum ein peinvollerer Anblick als die alternde Frau, die — noch kräftig an Geist und Körper — doch das Leben und seine Schönheit Tropfen um Tropfen zwischen ihren Händen zerrinnen sieht, ohne es halten zu können. Die Mutter, deren Daseinsinhalt die Kinder gewesen sind, und der auch die Kinder langsam entgleiten, weil das eigene Leben sie ruft. Das zerreißende Leid dieser Empfindung, die doch in der ganzen Welt bisher ein typisches Seelenerlebnis für das Weib war, hat die Kunst noch selten gestaltet. Die Frau selbst, die es allein in allen seinen Ausdrucksformen geben könnte, wagt sich an diesen Stoff nicht gern heran. Eben das gleiche Gefühl, das sie vielleicht zur Selbstschilderung drängte, hält sie davon zurück. Sie fühlt sich nicht mehr als das lebensberechtigte Geschöpf, dessen Leidenschafts- und Leidensinstinkte sich der Welt enthüllen dürfen, weil s i e ein Anrecht an die Welt besitzen. Sie fühlt sich als die vom Leben beiseite geschobene, die ihren Naturzweck erfüllt hat und deshalb die Lächerlichkeit fürchtet, wenn sie mit sich und ihrer Sehnsucht aus dem Dunkel hervortritt. Die vierzigjährige Frau, so wie sie bisher in der Welt gelebt hat, ohne das Schwergewicht eines erfüllenden Berufes, ist tatsächlich so ziemlich mit dem Dasein fertig. Sie erfüllt, sobald ihre Kinder herangewachsen sind, in der Bourgeoisie gar keine und im Proletariat nur noch recht belanglose Aufgaben im Haushalt und zuweilen in der Krankenpflege. Die Furcht vor dem Nahen des Alters — und zwar des Alters nur im Sinne der Erotik, nicht der Arbeitsfähigkeit — ist deshalb wirklich beim Weibe außerordentlich viel intensiver als beim Mann. Es sei durchaus zugegeben, daß ein Teil von alledem wieder nicht so sehr in der sozialen Existenz der Frau als in der Natur selber liegt, in dem früheren geschlechtlichen Verblühen des Weibes. Aber statt die Widersprüche der Natur in etwas auszugleichen, hat das gesellschaftliche Dasein die Frau nur immer tiefer in diese Widersprüche

hineingestoßen und sie für ihr eigenes Empfinden in einem Lebensalter aus dem großen Kreislauf fruchtbar schaffenden Seins gestrichen, in dem der Mann oft genug erst zu seiner höchsten Leistungsfähigkeit emporsteigt.

Das Bewußtsein des sozialen Wertes, der rein menschlichen Entwicklungsmöglichkeit, die jeder in einer zielklaren Arbeit, in einem tüchtig und sicher erfüllten Beruf genießt, würde darum eine ungeahnt starke Umwandlungskraft für die weibliche Psyche entfalten. Das Wurzeln in einem Berufe würde die Frau nicht nur menschlich unendlich wachsen lassen. Es würde ihr Sein und Empfinden, ihr Liebes- und Muttergefühl von Grund aus umgestalten. Es würde den Schwerpunkt ihres ganzen Daseins nach einer anderen Stelle rücken lassen.

Die Idealisten des Antifeminismus.

Von Hedwig Dohm.

Was ist Antifeminismus? Der passive oder aktive Widerstand gegen die Aufwärtsbewegung des weiblichen Geschlechts. Passiv ist er, wenn er nur in der Meinung, in einer Gefühls- und Glaubensrichtung besteht; aktiv, wenn Gefühl und Glauben sich in Taten umsetzen, mögen sie sich in Schriften, Vorträgen, Gesetzes- oder Polizeiverordnungen äußern. Die verschiedenartigen Motive der Gegnerschaft sind oft genug erörtert worden. Hier will ich nur von den Idealisten des Antifeminismus reden, von den Rittern des Ordens Frauenlob, von den verspäteten Minnesängern, die beflissen sind, das Weib um ihrer Hoheit und Reinheit willen vom Markt des Lebens fernzuhalten.

Der reinste, absoluteste Vertreter dieser Richtung ist der Engländer Prentice Mulford, der in einem Kapitel eines Buches, das sonst starke Reize hat*), ein goldenes Netz ausspannt, in das er das Weib hineinschmeichelt.

> „Das verfeinerte Element in der Natur ist weiblich .... Unter Frauen gibt es viel mehr Clairvoyantes (als unter den Männern) ... Sie sind die ersten, um eine spirituelle Wahrheit zu erfassen .... In allen Stadien seelischen Wachstums ist der innere Blick der Frau klarer als der des Mannes: er befähigter zu verwirklichen, was ihm die weibliche Psyche zeigt .... Sie ist die Weckerin .... Sie ist nicht das schwächere sondern das feinere Gefäß, das den unirdischen Wein der Geistigkeit trägt .... Die Frau vermag durch ihre feinere psychische Organisation Gedanken, besser Intuitionen, höheren Grades zu empfangen. Sie ist die empfindlichere Membran für die Schwebungen im spirituellen Ozean. Den höhern Intellekt, der die ganz feinen, mächtigen Gedanken empfängt, hat der Mann nicht .... Es liegt nur an unserer Barbarei, daß Hausarbeit als Frauenberuf betrachtet wird .... Darum sagte Christus von Maria, sie habe das bessere Teil erwählt, da sie sich nicht zur Hausmagd erniedrigte, gleich Martha ....“

*) Siehe Mulford „Der Unfug des Sterbens“ (München 1910).

Wie, dieser Ideologe, der die Frauenseele hymnisch erhebt, der die geistige Organisation der Frau in verklärtem englischen Licht (leider nicht in dem der Wirklichkeit) sieht, sollte ein Antifeminist sein? Ja, auch er. Auch ihm ist das weibliche Geschlecht eine uniforme, mit einer Fabrikmarke abzustempelnde Masse. Auch er verurteilt die Frau zur Passivität, wehrt ihr die positive Arbeit, wehrt ihr die Tat. Die Frau wäre da eine Art Seidenraupe, die, mühelos, aus sich selbst, die leuchtenden Seidenfäden spinnt, die zu Stoffen zu verweben dem Mann obliegt. O Mulford, du allgütiger Schöpfer sublimer Frauenweisheit, wir wissen dir keinen Dank. Wir hören (lächelnd) die Botschaft, doch uns fehlt der Glaube.

Aber vielleicht wissen wir einem andern Idealisten Dank, einem Deutschen: Karl Scheffler, seines Zeichens Kunsthistoriker, hat ein ganzes Buch über die Frau in der Kunst verfaßt.*) Auch er weiß, wie der Engländer, Herrliches von den Frauen zu melden. Sie tragen unsichtbare Kronen. Jede Mutter eine Madonna, jede Gattin eine Penelope, „a priori idealisch, weil in ihr alle männlichen Kräfte als Möglichkeiten ruhen". Seine Frauen erfreuen sich eines „seelischen Universalismus, im harmonischen Gleichklang aller Kräfte":

> „Die Frau ist die Allnatur . . . . Sie versteht schlechterdings alles mittels des Instinkts . . . . Was der Mann in der Frau verehrt, ist ihre klare, lautere Natur . . . . Weil sie das Leben freudig bejaht, ist sie voller Güte und Heiterkeit, wo der Mann finster und unfroh sich mit seiner Arbeit müht . . . ."

Wie unrecht hat da ein anderer gelehrter Herr, der einmal schrieb, die Frauen stürben deshalb leichter als die Männer, weil sie im Gegensatz zu ihnen so wenig Freuden aufzugeben hätten. Doch kehren wir zu Scheffler zurück:

> „Die Frau hat im hohen Maße Genügen an ihrer prästabilierten Harmonie . . . . In einem Blick von ihr ist schweigende Weisheit des Genies . . . . Im Dasein der Frau ist etwas von der göttlichen Resignation . . . . Die Krone der Weiblichkeit ist das Genie zur Liebe usw. usw."

Freilich, umsonst ist nichts. Ihre prästabilierte Harmonie, ihre Idealität muß die Frau teuer bezahlen. An Bedingungen sind sie geknüpft. Der sublime Rang wird ihr nur eingeräumt, wenn sie auf geistiges Streben, auf jede Entwicklung ihrer Fähigkeiten verzichtend in dem Schneckenhaus verkrochen

---

*) Siehe Scheffler „Die Frau und die Kunst" (Berlin 1908).

bleibt, das die Natur ihr anwachsen ließ. Denn es drohe ihr „Gefahr der Selbstvernichtung, wenn sie ihre Anlagen entwickeln will". Dem Willen zur Tat die Möglichkeit ihrer Ausführung entziehen, ist so grausam, als wollte man dem Hungrigen die Speise weigern. Am grausamsten aber, sie vor seinen Augen selbst zu essen. „Nahe", sagt Scheffler, „steht der Frau das Geniale". Jawohl, solange ihr Genie gleich dem Veilchen im Verborgenen blüht; flammt es in die Welt hinaus, so wird es ein Schadenfeuer, und die Antifeministen kommen mit den großen Spritzen und löschen, löschen.

Auch deckt es sich nicht recht mit dem Preislied auf das Weib, wenn Scheffler sagt:

> „In seinem Verhältnis zur Frau hat der Mann im wesentlichen von je nur zwei Formen gelten lassen, die sehr wohl nebeneinander zu bestehen vermögen: Er hat die Frau geringschätzt oder vergöttert. Zur Geringschätzung neigt der Mann, wenn er über sie denkt . . . . Ein mächtig aufflammendes Gefühl läßt ihn dann aber wieder alle Geringschätzung vergessen und sich ganz einer schönen Verehrung hingeben."

Ob der Mann die Zeiten der Vergötterung und Geringschätzung so einteilt, daß er das Weib vormittags, wenn sein Gehirn noch denkkräftig ist, gering schätzt, und sie abends, wenn sanfte Gefühle ihn umnebeln, schön verehrt? Dieses Verhältnis soll also das Normale sein. Soll es das bis in alle Ewigkeit bleiben? Die Dummen und die Bösen mag man geringschätzen, nicht aber Millionen von Menschen, nur, weil sie keine Männer sind.

Schärfer noch treten Auswüchse von Geschlechtsprotzerei bei Scheffler hervor, wenn er über die Leistungen der Frauen zu Gericht sitzt. Nur diejenigen Einwände Schefflers sollen hier berücksichtigt werden, die den kunstübenden gelten. Karl Scheffler bemüht sich zu beweisen, daß keine Frau je Besonderes geleistet hat, leistet oder leisten wird.

> „Große Sängerinnen sind ein merkwürdiges Naturspiel . . . . Auch als Schauspielerin ist die Frau minderwertig . . . . Das künstlerische Kapital der größten Schauspielerinnen besteht oft in wenig mehr als in einem wunderschönen Weinen, Lachen usw. . . . . Alle berühmten Dichterinnen sind nichts als Anempfinderinnen . . . . Moderne Dichterinnen gelangen nie dahin, wo das Eigentliche der Kunst erst beginnt . . . . Wahrhaft Originelles leisten sie auch auf dem Gebiet des Romans nicht . . . . In ihren

Romanen wissen die Frauen von der Frauenseele nichts . . . . Wenn sich die Passivität selbst schildert, kann nur Gestaltloses entstehen . . . . Darum werden wir in aller Zukunft mit den Schilderungen der Frau vorlieb nehmen müssen, die das männliche Genie gibt."

Es ist wahr: Das männliche Genie schildert uns naturgetreu das echte, rechte Weib. Ist es aber das Schefflerweib, das kraft seiner innern Notwendigkeit in harmonischer Abgeschlossenheit, in passiver Selbstgenügsamkeit verharrt? Wirklich? Nein, Herr Scheffler, das männliche Genie tut etwas ganz anderes. Immer bevorzugt es gerade diejenigen, die Sie als Verrenkte, als Zwittergeschöpfe zur Selbstvernichtung verdammen: eine Judith, Hedda Gabler, Deborah, Rebekka West, Lady Macbeth, gar eine Penthesilea. So scheint es doch, daß sich weder Dichter noch Publikum für die fix und fertig geborenen, in ihrem Seelenfett harmonisch schmorenden Damen sonderlich interessieren. Freilich las ich vor einiger Zeit (unter speziellem Hinweis auf Hedda Gabler), daß die Dichter diese naturwidrigen Geschöpfe als abschreckende Beispiele gedacht, die zeigen sollten, wohin die Frau gerät, wenn sie, „auf die Liebenswürdigkeit ihrer weiblichen Natur verzichtend", männisch wird. Und das ist zweifellos der Standpunkt des Kernmanns Scheffler. Übrigens sagt er ja selbst, die Frau könne „im Drama nur handelnd auftreten, wenn sie vermännlicht wird". Ja, dann wäre es wirklich angezeigt, wenn die Dramatiker, anstatt das Publikum durch verrenkte Weibsbilder zu entsetzen, nach antikem Muster gleich richtige Männer auf die Bühne brächten. Das wünscht Scheffler augenscheinlich, wenn er auch vorläufig nur die Einschränkung der weiblichen Bühnenbetätigung beantragt. „Das Drama", meint er, „ist vor allem ein Kunstgebilde von Männern für Männer". Aus der bildenden Kunst rottet Scheffler die Frauen mit Stumpf und Stiel aus. Seine schroffen Ablehnungen steigern sich hier zu Schmähungen:

„Ein schöpferisches Verhältnis zur Kunst hat die Frau nicht. Versucht sie es doch, so vergewaltigt sie ihre innere Natur, zerstört sich selbst . . . . Der Mann steigert seine Natur, wenn er Künstler wird, die Frau verrenkt sie, macht sich künstlich männisch (Scheffler verbeißt oder verliebt sich so in sein „verrenkt" und „männisch", daß er nicht müde wird, es zu wiederholen) . . . . In der Kunst kann die Frau das Gute vom Schlechten nicht unterscheiden . . . . Die Kunst ist vom Mann für den Mann gemacht . . . . Sie kann nicht Malerin

> werden . . . . Rosa Bonheur ist mehr als eine zu betrachten, die recht geschickt eine Hosenrolle gespielt hat . . . . Eine richtige Produktivität entfaltet die Frau nicht einmal im Kunstgewerbe."

„Kranke, perverse Wesen mit dreisten Hetäreninstinkten" nennt er die Künstlerinnen. Ihre Künstlerschaft müssen sie „fast immer mit Verkümmerung, Krankhaftigkeit, Hypertrophie des Geschlechtsgefühls oder Impotenz bezahlen". Scheffler präzisiert sogar die Grade der Impotenz. Die leichteren Formen konstatiert er bei den reproduzierenden Künstlerinnen, die schwereren bei den Malerinnen und Dichterinnen. Wohl möglich, daß Künstlerinnen häufig ein gesteigertes Geschlechtsempfinden haben (wie ihre männlichen Kollegen auch). Das mag auf einem Temperamentsüberschuß beruhen, der eine Voraussetzung des Künstlertums überhaupt zu sein scheint. Dazu kommt, daß erotische Extravaganzen die soziale Stellung der Künstlerin nicht sonderlich gefährden. Lorbeergekrönte (ein paar winzige Blättchen tun es schon) fragt man nicht nach der Tugendrose.

> „Die Künstlerin gerät in eine Einsamkeit, die sie wie ein schreckliches Unglück niederdrückt, die sie ratlos, verzweifelt, ungütig macht."

Nein, so was! Hätte der verehrte Schriftsteller nur ein wenig Beobachtungsgabe, es dürfte ihm nicht entgangen sein, daß diese ekligen, männischen Zwittergeschöpfe in allen Gesellschaften den Rekord schlagen (vorausgesetzt, daß Alter oder Häßlichkeit ihrer Begehrtheit nicht ein Ziel setzen), wahre Magnete gerade für die feiner empfindenden Männer bilden, während diese die naivsten Haustöchterchen, die solidesten Hausfrauen und besten Mütter ignorieren.

Scheffler spricht von dem „aussichtslosen Anspruch der Frau, es als schöpferische Gestalterin dem Manne gleichtun zu können". Ist der Anspruch aussichtslos, so lasse er sie doch spektakeln. Damit lockt sie keinen Hund vom Ofen, geschweige denn ein verkäufliches Bild aus ihrem Pinsel. Meines Wissens erhebt die Frau nur den einen Anspruch, daß man ihr, wie dem Mann, alle Möglichkeiten für eine künstlerische Ausbildung gewährleiste.

> „Keiner künstlerischen Produktion fähig, hat das Weib doch den Künstler zum Schaffen begeistert. (Die alte Leier:

die Frau als Anregerin. Wenn diese Herren doch bloß etwas produktiver wären und auch einmal eine weniger ehrwürdig abgetakelte Ansicht brächten!) . . . . Die Frau ist im Gefühl Malerin und Dichterin, Musikerin und Bildhauerin zugleich. Aber sie kann keins davon allein sein . . . . Und damit blicken wir der tiefen eingeborenen Tragik des Weibes ins Gesicht: der Tragik, daß in ihrer harmonischen Geschlossenheit alle Kräfte zugleich in ewiger Spannung sind."

Also mit einemmal leiden diese seelenvergnügten Geschöpfe, die „in so hohem Maß Genügen am Hervorbringen neuen Lebens haben", an eingeborener Tragik? Was nützt dem Weib nun die harmonische Geschlossenheit aller Kräfte, wenn diese Kräfte in ewiger Spannung sind?

„Die Tragik der Frauenseele ist, daß sie nicht werden können, was sie sind."

O, wie wahr. Hier stimme ich ganz mit dem lieben Herrn überein, aber ganz. Der König absolut, wenn er unsern Willen tut, sprachen einst märkische Junker. Die Frau absolute Besitzerin hoher Talente, ja des Genies, solange sie nicht durch Ausreifung und Ausübung ihrer Talente neben dem Mann einen Platz an der Sonne beansprucht. „Du sollst mit deinem Pfund wuchern", heißt es in der Bibel. Der Evangelist hat den Zusatz vergessen: aber die Frau soll es vergraben.

Ihr Frauen, mißtraut den Schwelgern in Gnadenbezeichnungen für das Weib, den Idealisten des Antifeminismus. Ihre Heiligenscheine sind von Rauschgold: für Kindsköpfe Abfindungen. Man könnte an den Ausspruch der Prinzessin denken, die, als man ihr die Not der armen Leute schilderte, meinte: „Wenn die Leute kein Brot haben, warum essen sie denn nicht Kuchen?" Wenn die Frauen keine Universitäten, Akademien, Werkstätten haben, warum schwelgen sie nicht in ihrer prästabilierten Harmonie? Halbgöttin das Weib? Warum nicht? Das geniert niemand. Aber Ganzmensch? Nein. Das geniert die Heutigen, Allzugestrigen, ungemein. Daß diese Herren (und Damen), die gar nicht merken, wie sehr ihre Ideale nur psychischer Primitivität entstammen, sich gar noch für die Kultivierten halten: dieses Schauspiel ist zu oft wiederholt und hat sogar den Reiz der Absurdität eingebüßt. Daß sie den individuell differenzierten Menschen, der die Banalität der konventionellen „Weiblichkeit" nicht erträgt, mit dem liberalen Schablonenbürger

verwechseln, der für doktrinäre Forderungen „unentwegt" den Mund aufreißt: auch das ist nur der übliche Mangel an Unterscheidungsvermögen, der nicht gerade entwickelte Sinne verrät. Bei so allgemeiner Erscheinung braucht man sich nicht zu wundern, wenn selbst ein Mann wie Scheffler die Männer, die, anstatt dem „krassen Unfug der Frauenbewegung" zu steuern, ihn gar fördern, folgendermaßen traktiert:

> „Seht, als Gipfel des Grotesken, den unentwegt liberalen Mann dem „mißhandelten" Weib den Weg ins Gymnasium, in den Hörsaal, ins Atelier, in die Werkstatt ebnen, sich als Manager der Emanzipationsbewegung aufspielen, auf Kongressen zwischen Reformkleidern (Gott sei Dank, ich fürchtete schon, Scheffler würde die Reformkleider auslassen) sitzen und sich mit einer fixen Gerechtigkeitsidee selbst erdrosseln. Und dann sprecht noch von Kultur!"

Ja, sprecht noch von Kultur, ihr Herren Scheffler und Genossen! Nun, jedem, was ihm zukommt: Hoffen wir, daß die unbeschreiblich gefühlvollen Frauen, durch diese Klagen ehrenwerter Männer gerührt, ihren Emanzipationsgelüsten Einhalt tun und reuig in den Schoß der alleinseligmachenden Berufslosigkeit zurückkehren werden, nach wie vor als reizende Faulpelze die Schefflerleute bezaubernd.

> „So Weiber männisch werden, da müssen die Männer weibisch werden." Müssen? O, männliche Logik!

Und hätten die Herren mit ihren abfälligen Urteilen über die künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen der Frau tausendmal recht: für die Frauenforderungen der Gegenwart wäre das völlig indifferent. Will die Frau ein mittelmäßiges Buch schreiben oder ein unbeträchtliches Bild malen, wie dürfte man ihr die Feder oder den Pinsel aus der Hand schlagen, solange man nicht dem mittelmäßigen Maler oder Schriftsteller dasselbe tut? Wenig, wenig mögen wir Frauen heute noch sein. Aber wir wollen w e r d e n. Werden w o l l e n wir. In geistiger Beziehung müssen wir unsere eigenen Mütter sein, Schaffende unserer Persönlichkeit.

Das Buch Schefflers ist ein Herostratenwunsch. Auch Scheffler versucht Tempel einzuäschern: Tausende weiblicher Gehirne, in denen Götterbilder stehen. Doch es bleibt ein Versuch: und mit ganz untauglichen Mitteln. Totes lebendig machen, der Vergangenheit zuzurufen: „Sei Gegenwart, werde Zukunft!" Größere haben das schon versucht. Aber die Zeit rollt über die

Größeren und die Kleineren hinweg. Alle ausgedachten, eingebildeten Postulate bleiben leerer Schall. Nur das Leben selber schafft neues Leben. Und wer Sinne hat (und nicht Dogmen an deren Stelle), der fühlt aus dem Chaos der Gegenwart mit dem andern Neuen auch die neue Frau entstehen. Ihre frische Schönheit zu sehen, dazu gehören freilich frische Augen. Doch die bringt das Leben schon: trotz der Wut der Materialisten und der Wehleidigkeit der Idealisten des Antifeminismus.

SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN

DER ADLERPROZESS

Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht. — Von Friedrich Adler durchgesehene und autorisierte Ausgabe . . . . M. 8.—, geb. M. 10.—

LUDWIG BAUER

Der Kampf um den Frieden . . . . M. 6.—

EDUARD BERNSTEIN

Völkerbund oder Staatenbund . . . . M. 1.50

Völkerrecht und Völkerpolitik. Wesen, Fragen und Zukunft des Völkerrechts. Gemeinverständlich erläutert von Eduard Bernstein M. 8.—, geb. M. 10.—

KURT EISNER

Gesammelte Schriften. Zwei Bände . . . . M. 28.—, geb. M. 34.—

DIMITRY GAWRONSKI

Die Bilanz des russischen Bolschewismus. Auf Grund authentischer Quellen dargestellt . . . . M. 2.50

GG. ENGELBERT GRAF

Die Landkarte Europas gestern und morgen. — Das geographische Fundament des Völkerfriedens. . . . . M. 10.—, geb. M. 12.50

KARL KAUTSKY

Demokratie oder Diktatur? Ein Katechismus der Sozialdemokratie. M. 2.—

Habsburgs Glück und Ende. — Das Buch vom Kampf der Nationalitäten und der Revolution in der alten Donaumonarchie. . . . . . . M. 3.—

Die Sozialisierung der Landwirtschaft. Mit einem Anhang „Der Bauer als Erzieher" von *A. Hofer.* — Das wichtigste Problem Deutschlands. . . . . M. 6.—

GUSTAV LANDAUER

Aufruf zum Sozialismus. — Der Weckruf zur Erkenntnis. . . M. 6.—

Rechenschaft. — Der Führer zum Geist der Zukunft. M. 8.—, geb. M. 11.—

Gedächtnisrede für Gustav Landauer in der Volksbühne zu Berlin am 25. Mai 1919, gehalten von Julius Bab . . . . M. 1,80

RICHARD SEIDEL

Klassenarmee und Volkswehr. — Für freies Menschentum im Heere M. 3.50

HEINRICH STROEBEL

Die erste Milliarde der zweiten Billion. — Die Gesellschaft der Zukunft. M. 10,—, geb. M. 12.50

AUSFÜHRLICHER PROSPEKT KOSTENLOS

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W. 10.

Zum Studium des **modernen Sozialismus** und seiner **politischen** u. **kulturellen** Wirksamkeit unentbehrlich ist die Lektüre der **zweiwöchentlich** erscheinenden Zeitschrift:

Alle 14 Tage ein Heft!

Sozialistische Monatshefte

Redigiert von **Dr. J. Bloch.**

Preis pro Quartal (6 bis 7 Hefte) 5,40 M., Einzelheft 90 Pf.

Die Sozialistischen Monatshefte, die jetzt in ihrem 25. Jahrgang stehen, erscheinen seit ihrem 14. Jahr alle 2 Wochen.

Die Sozialistischen Monatshefte sind ein unabhängiges Organ für Theorie und Praxis des Sozialismus.

Die Sozialistischen Monatshefte sind die einzige deutsche Zeitschrift, die eine systematisch gegliederte Rundschau über öffentliches Leben, Wissenschaft, Kunst und Kultur bringt. Die einzelnen Rubriken (30 an der Zahl) werden von Fachleuten bearbeitet.

An den Sozialistischen Monatsheften arbeiten die ersten Kräfte des internationalen Sozialismus mit. In den abgeschlossenen Jahrgängen sind Beiträge veröffentlicht von

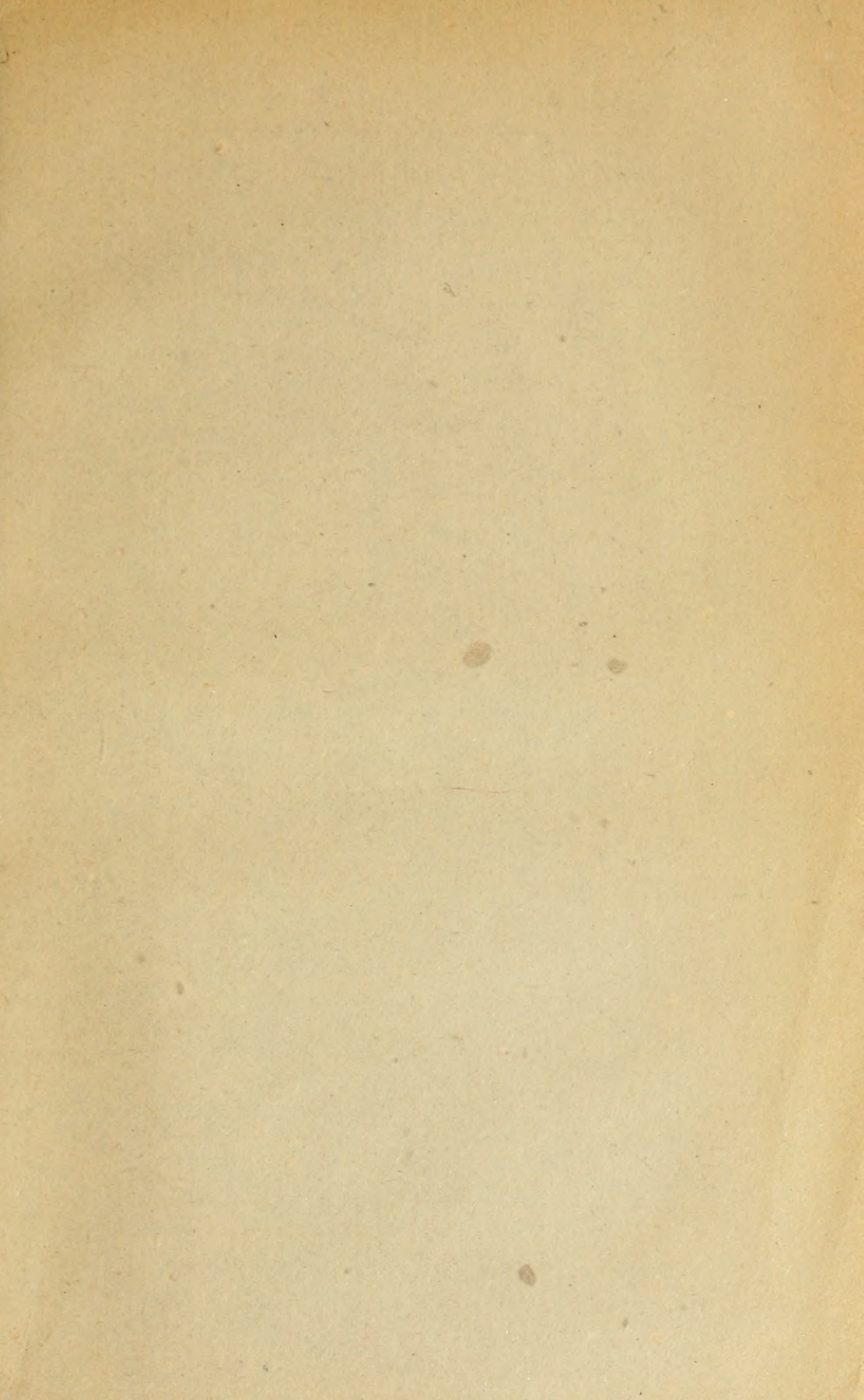
Dr. Hope Bridges Adams Lehmann †
Edmondo De Amicis †
Edouard Anseele
Dr. Leo Arons
Ignaz Auer †
Dr. Adolf Behne
Eduard Bernstein
Louis Bertrand
Dr. Leonida Bissolati
Dr. Joseph Bloch
Wilhelm Bölsche
Hjalmar Branting
Lily Braun †
Etienne Buisson
Max Cohen
Ignacy Daszynski
Dr. Eduard David
Richard Dehmel
Eugen Dietzgen
Hedwig Dohm †
Kurt Eisner †
Adolph von Elm †
Friedrich Engels †
Dr. August Erdmann
Hermann Essig †
Edmund Fischer
Prof. August Forel
Prof. Eugène Fournière †
Dr. Ludwig Frank †
Maxim Gorkij
Herman Greulich
James Keir Hardie †
Wolfgang Heine
Dr. Hugo Heinemann †
Adolf Hepner
Dr. Max Hochdorf
Ricarda Huch
Otto Hue
Camille Huysmans
Pablo Iglesias
Emma Ihrer †
Jean Jaurès †
Julius Kaliski
Paul Kampffmeyer
Sen Katayama
Ellen Key
Henri van Kol
Käthe Kollwitz
Dr. Adolf Koelsch
Herman Kranold
Karl Leuthner
Wilhelm Liebknecht †
Dr. Hugo Lindemann
Dr. Heinrich Lux
James Ramsay MacDonald
Rosa Mayreder
Julius Meier-Graefe
Dr. August Müller
Oda Olberg
Engelbert Pernerstorfer †
Prof. Elisée Reclus †
Dr. Ludwig Quessel
Max Schippel
Johannes Schlaf
Dr. Conrad Schmidt
Robert Schmidt
Wilhelm Schröder †
Dr. Arthur Schulz †
Carl Severing
Bernard Shaw
Hermann Stehr
Dr. Albert Südekum
Bruno Taut
Albert Thomas
Dr. Pieter Jelles Troelstra
Filippo Turati
Prof. Emile Vandervelde
Willem Hubert Vlieges
Georg von Vollmar
Beatrice Webb
Rudolf Wissell
Wally Zepler
u. a. m.

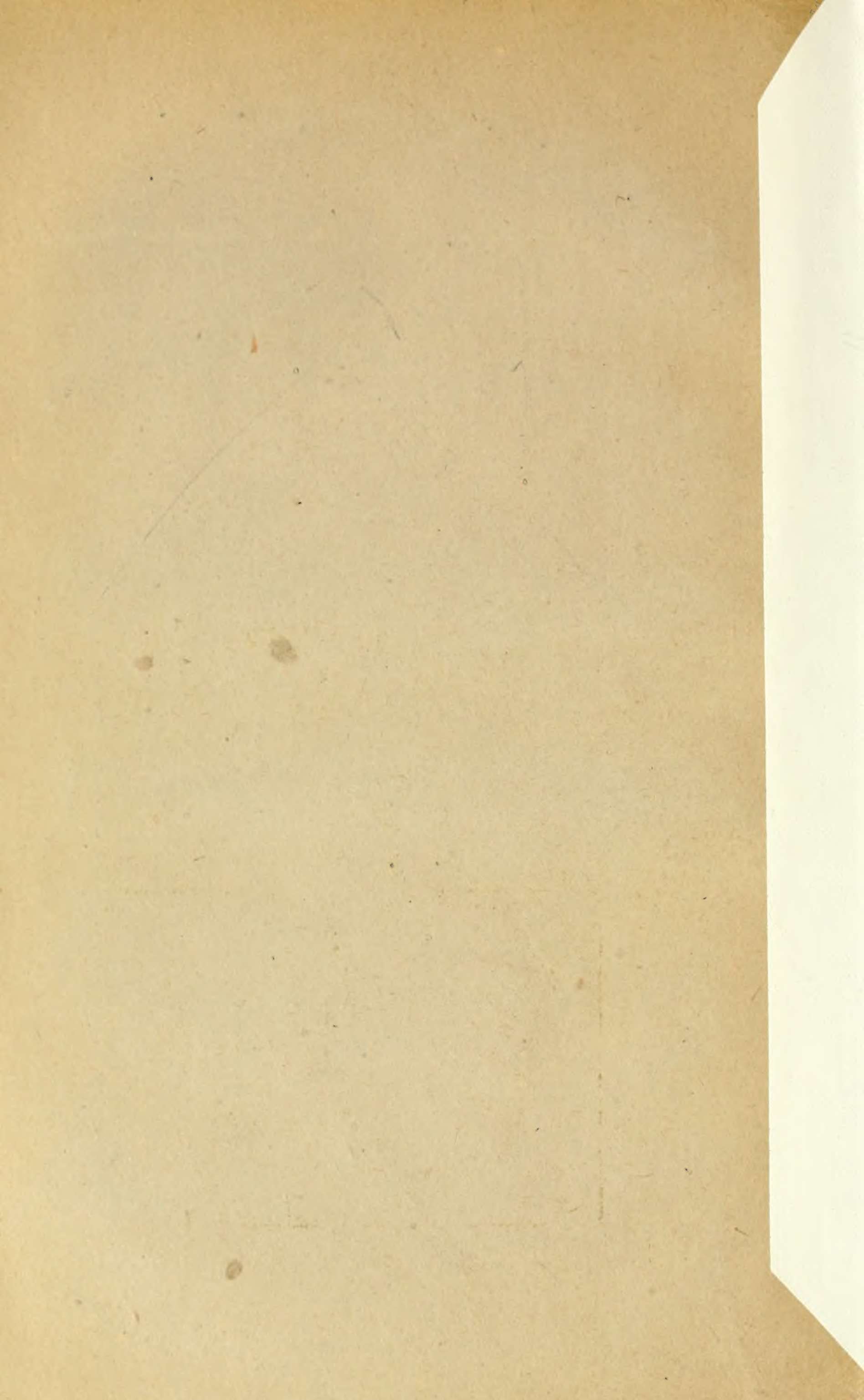
Man abonniert in allen Buchhandlungen und auf jeder Postanstalt sowie direkt beim unterzeichneten Verlag. Für Bibliotheken bilden gebundene Bände der Sozialistischen Monatshefte ein wertvolles Nachschlagemittel.

Probehefte werden jederzeit kostenfrei übersandt.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Berlin W. 35.

Druck: W. Büxenstein G. m. b. H.





PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

HX
546
S68

Sozialismus und frauenfrage

